

IM MÄRZEN DER BAUER...



...sein Rösslein einspannt? Eher schon macht der Bauer im Märzen sein Heimet dicht und zügelt ins Stöckli – weil er nämlich immer mehr arbeitet und immer weniger verdient. Ein Dossier über Bschütt- und Finanzlöcher 1–4

KIRCHLICHE KRISENMANAGERIN

Eigentlich wollte sich Annemarie Schürch nach ihrer Ausbildung zur Erwachsenenbildnerin erst mal eine Auszeit gönnen. Doch es kam anders: Die Ersigerin wurde als Krisenmanagerin in die Kirchgemeinde Zollikofen geholt 8

LOKAL & GLOBAL: KIRCHE HIER UND ANDERSWO

Informationen aus Ihrer Kirchgemeinde und der grossen weiten Welt – etwa über die diesjährige Kampagne von «Brot für alle»: «Wir glauben. Arbeit muss menschenwürdig sein.» Auch jene in der Computerbranche ... Mittelteil



EinSpruch!

Fr. 1 600 000.– sind genug

Chief Executive Officers (CEO) internationaler Unternehmen, die behaupten, ihre exzessiven Spitzenlöhne seien unausweichliche Folge der globalisierten Märkte, schneiden die Beziehung zum lokalen Kontext und zu den Kleinen und Mittleren Unternehmen (KMU) ab. Sie untergraben mit ihren 17-, 21- oder 25-Millionen-Gehältern auch die positiven Seiten der Globalisierung. Die Wut der Bevölkerung steigt, der soziale Frieden nimmt ab.

Auch bei Topsalären braucht es wieder einen Massstab. Die Konkurrenzfirma in den USA oder in Singapur genügt nicht als Referenz. Das Institut für Theologie und Ethik des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds (SEK) schlägt deshalb folgende Massstäbe vor: Die vertikale Lohnspanne – also das Verhältnis zwischen dem tiefsten und dem höchsten Lohn innerhalb einer Firma – soll nicht mehr, wie heute, 1:500 sein, sondern maximal 1:40, wie in den Achtzigerjahren. Bei einem jährlichen Minimallohn von 40 000 Franken läge die maximale Gesamtentschädigung für einen CEO eines internationalen Unternehmens bei etwa 1,6 Millionen Franken.

Als horizontales Mass nehmen wir das Verhältnis zwischen Privatwirtschaft und Politik: Die Verantwortung eines Bundesrats oder eines UNO-Generalsekretärs ist ebenso gross wie jene eines CEO einer internationalen Firma. Bei einem durchschnittlichen Gehalt für einen Bundesrat (rund 400 000 Franken pro Jahr) wäre bei einem Massstab 1:4 die maximale Entschädigung für einen CEO wiederum 1,6 Millionen Franken.

Und wo ist im eigenen Leben mein Mass, Ihr Mass, in den Ansprüchen an Wohlstand und Sicherheit, an Mobilität und Freiheit, an Staat und Mitmenschen, damit «Glokalisierung» – die globale Offenheit in der einen Welt, verbunden mit der lokalen Verwurzelung – gelingt?

Christoph Stückelberger

Prof. Dr. Christoph Stückelberger ist Leiter des Instituts für Theologie und Ethik des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds (SEK) in Bern

Vorankündigung:
Bauernfilmtag

Der «saemann» lädt zum bodenständigen Filmevent – in Zusammenarbeit mit der Kirchgemeinde Wohlen und der Fachstelle Ökumene, Mission und Entwicklungszusammenarbeit (OeME) der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn: Am Samstag, 28. April, werden im Kipferhaus in Hinterkappelen – einem ehemaligen Bauernhaus – drei Filme gezeigt, die den Bauernstand und den Stand der Bauern zum Thema haben. Dazwischen gibts ein währschaftes Burezmorge und die Gelegenheit, die Ausstellung «Globalisierte Landwirtschaft – das Seeland im Wandel» zu betrachten.

Eintritt frei, Kollekte. Anmeldung erforderlich: redaktion@saemann.ch oder Tel. 031 398 18 20

Näheres dazu in der nächsten Ausgabe – oder ab Anfang März im Internet: www.saemann.ch



Bild: Ruben Wytenbach

Der Bauernstand – und das Bild, das wir von ihm haben

Hesch am Rössli Haber gä...?

Landwirtschaft ist fast wie Fussball: Es gibt wenige Profis, die das Feld beackern, etwelche Zuschauer, die es besser könnten – und beide, flankende Spieler wie pflügende Bauern, hinterlassen tiefe Spuren im kollektiven Gedächtnis.

*Das Brot bäckt man aus Teig
den Teig macht man aus Mehl
das Mehl macht man aus Korn
das Korn wächst auf dem Feld
der Mensch sät das Korn*

Gott macht, dass es wächst
Wenn Gotthelfs Erstklässler mit diesen einsilbigen Wörterkaskaden lesen lernten, dann war das stimmig: In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es in den Schulstuben landauf, landab kein Kind, das nicht gewusst hätte, wo Brot und Milch herkommen. In der Schweiz lebte die grosse Mehrheit der Menschen von der Landwirtschaft.

150 Jahre später – in den Fünfzigerjahren des 20. Jahrhunderts – gab es in der Schweiz «nur» noch gut 200 000 Bauernbetriebe – aber noch immer sangen Generationen von Schulkindern «Es Burebübli mahn i nid». Und auch als die Milch einige Jahre später aus der Tetrapackung floss, lernte der Nachwuchs lesen mit Sätzen wie «Mub mub mub – so ruft im Stall die Kub, sie gibt uns Milch und Butter, wir geben ihr das Futter». Das Schuljahr begann damals noch im Frühjahr, und kaum ein Singlelehrer oder eine Singlelehrerin verpasste die Gelegenheit, den Schützlingen gleich zum Schulbeginn beizubringen, dass «im Märzen der Bauer die Rösslein einspannt». Kühe und Pferde zählten zwar für die Mehrheit der Schweizer Schulkinder bereits nicht mehr zu den Hausgenossen, aber ein Stall mit geschnitzten Holztieren stand auch in der Stadt noch in manchem Kinderzimmer. Und was ein Rössli braucht, damit es ruhig trabt und seinen Joggeli nicht abwirft, nämlich Haber und etwas zu trinken, das hatten die meisten bereits auf Mutters Schoss gelernt ...

Schein und Sein

Der Begriff «kollektives Gedächtnis» mag ein grosses Wort sein im Zusammenhang mit dem Kindervers «Hesch am Rössli Haber gäb?». Und doch: Wenn wir heutzutage – es gibt inzwischen bloss noch gut 60 000 Bauernbetriebe – ganz bestimmte Landwirtschaftsbilder in uns tragen, dann hat das damit zu tun, wie wir aufgewachsen sind: mit einem mythologisch-verklärten Bild von einem Bauern, der über Land schreitet, egget und den Boden pflüget, seine Felder und Wiesen instand stellt und, obwohl er von frühmorgens bis spät-abends seine Hände rührt, einen unglaublich gesunden Teint hat, weil er nämlich tagaus, tagein Chäs u Anke isst.

Das mache Landwirtschaftspolitik manchmal so schwierig, sagt der Direktor des Bundesamts für Landwirtschaft, Manfred Bötsch: dass so mancher das Gefühl habe, er wisse, was Landwirtschaft sei – und dabei bestenfalls ahne, was Landwirtschaft mal war.

Landwirtschaft ist kein Mythos, der Bauer auch kein weltfremder Landschaftsgärtner – sondern inzwischen eher ein Ma-

Zum Beispiel Bauernfamilie Colijn in Geristein: Vater Mischa, Bauer und Jugendarbeiter mit holländischen Wurzeln, Mutter Salome, Bäuerin und Kindergärtnerin, Töchterchen Lia und Pflegekind Larry. Untypisch? Nein, typisch!

nager in Gummistiefeln, der auf der Suche nach neuen Märkten genauso global vernetzt denken muss wie ein Banker oder ein Computerspezialist. Das merkt, wer sich – wie für dieses Dossier die «saemann»-Redaktion – durch die komplexe Materie Landwirtschaft aufdröseln und hinter die Geheimnisse des Cassis-de-Dijon-Prinzips kommen will. Da tun sich dem Laien nämlich plötzlich Abgründe auf – und einfache Wahrheiten werden wieder kompliziert. Die heutige Landwirtschaft lässt sich nicht mehr in einigen Worten erklären – und in einsilbigen Sätzen rezitieren schon gar nicht.

Die LehrmittelautorInnen haben das erkannt. Sie schlagen im neuen Lesebuch vor: «Fragt einen Bauern, ob ihr seinen Hof besuchen dürft. Bereitet Fragen vor, die ihr dem Landwirt stellen wollt.»

Keine schlechte Idee! Rita Jost

Bei den kursiv gesetzten Texten handelt es sich um Zitate aus Lesebüchern des Kantons Bern. Gefunden in der Sammlung Schulmuseum Bern
www.schulmuseumbern.ch

Herausgepickt: Milch, Butter, Käse, Ei, Brot, Zucker, Kaffee, Fleisch

Ein Burezmorge – und was Sache ist

Vor fünfzehn Jahren gab es in der Schweiz noch 90 000 Bauernbetriebe – inzwischen sinds noch 60 000. Der Druck auf die Bauern hält an, die Produzentenpreise purzeln, eine Branche schwankt zwischen Angst und Aufbruch. Der «saemann» zeigt anhand eines reich gedeckten Zmorgetischs, was es mit dem Milchpreis auf sich hat, weshalb die Butter hierzulande doppelt so teuer ist wie anderswo und warum der Zuckerrübenanbau im Seeland vermutlich sinnvoller ist als der Rohrzuckerimport aus brasilianischen Monokulturen.



Bild: Ruben Wyttenbach

Gedeckter Tisch – und viele Fragen: Wie müssen Schweizer Bauern produzieren, damit sie über die Runden kommen?

Die Sache mit der Milch

«Vor zwanzig Jahren bekam ich für einen Liter Milch Fr. 1.08. Seither hat sich der Preis fast halbiert: Mit der Einführung der Direktzahlungen (anstelle der Milchpreiszulagen) fiel er zuerst auf 75 Rappen, inzwischen sinds noch gerade mal 65 Rappen. Um gleich viel zu verdienen wie früher, brauche ich heute doppelt so viele Kühe. Im Moment sinds 42; ich habe zum Glück das Milchkontingent aufstocken können, weil ein Bauer in der Nachbarschaft seinen Betrieb aufgegeben hat. Und vermutlich wirds vorderhand so weitergehen: Der Milchpreis wird weiter fallen, und ich werde noch mehr produzieren und noch länger im Stall stehen müssen, um das Einkommen zu halten.

Obwohl die Produzentenpreise gesunken sind, zahlt der Kunde für einen Liter Milch mehr als vor zwanzig Jahren, im Moment Fr. 1.50, 1.60. Es sind vor allem der Zwischenhandel und die Milchverarbeitungskonzerne, die massiv verdienen. Sie argumentieren bei Preisverhandlungen immer mit den hohen Produktionskosten – und scheinen zu ignorieren, dass ein Bauer im Stall gerade mal noch fünfzehn Franken pro Stunde verdient. Auch wenn die Direktzahlungen bloss einen

kleinen Teil meines Verdienstaufschlags kompensieren: Ich kann ohne sie nicht leben. Allerdings habe ich den Eindruck, dass sie zu einer Entfremdung zwischen den Konsumenten und dem Produkt geführt haben: Nahrungsmittel haben nicht mehr den Wert, den sie verdienen; KonsumentInnen wissen nicht mehr, wie viel Aufwand mit der Produktion von Gemüse, Getreide oder Milch verbunden ist. Nahrungsmittel sind heute schlicht zu billig. Alles soll möglichst zum Nulltarif produziert werden, und das ist letztlich Ausdruck der Geringschätzung gegenüber der Natur. Denn nur mit einer unökologischen Auf-Teufel-komm-raus-Produktion werden Nahrungsmittel derart billig.

Aber ich bin zuversichtlich, dass sich das ändert: Zwar wird der Wahnsinnsdruck auf die Bauern zunehmen, es werden, schätze ich, weitere 20 000 Betriebe aufgeben müssen – aber etwa in zehn Jahren wird es kippen: Es wird zu einer Verknappung der Nahrungsmittel kommen, und schliesslich werden die Preise wieder steigen, wird es endlich wieder attraktiv, in der Landwirtschaft zu arbeiten.» *mlk*

Andreas Stalder, Milchbauer in Höchstetten-Hellsau BE, Präsident der IP Suisse www.ip-suisse.ch



Andreas Stalder, Milchbauer

Bild: Ruben Wyttenbach

Die Sache mit der Butter

«Mir gehts bestimmt nicht darum, den Butterpreis möglichst tief hinunterzudrücken. Ich liebe Butter, besonders Biobutter, ich streiche sie mir dick aufs Brot. Und selbstverständlich bin ich bereit, für Lebensmittel aus natürlicher und tiergerechter Produktion einen guten Preis zu zahlen. Ich bin überzeugt: Die Mehrheit der Schweizer KonsumentInnen denkt ähnlich. Aber der Butterpreis stimmt einfach nicht. Die Bauern erhalten für die Milch immer weniger, trotzdem bleiben die Preise für die Milchprodukte hoch. Vorzugsbutter kostet hier fast dreimal so viel wie in Deutschland. Das liegt nicht einfach nur am höheren Lohnniveau oder am Milchpreis, sondern auch an der überbelegten Produktion. Warum ist die industrielle Verbutterung von Rahm vierzig Prozent teurer als im nahen Ausland? Weil wir ein Butterkartell haben. Weil Emmi und Cremo, die mehr als neunzig Prozent der Schwei-



Bild: Ruben Wyttenbach

Simonetta Sommaruga, Konsumentenschützerin

zer Butter produzieren, den Verkaufspreis künstlich hoch halten können. Bis vor Kurzem verspürten sie gar keinen Wettbewerbsdruck. Darum bin ich froh, dass Coop mit einer verbilligten Eigenmarke und die Migros mit Preissenkungen den Butter-

markt aufmischen. Denn ein überhöhter Preis führt dazu, dass viele sich ennet der Grenze mit Butter eindecken. Das ist ein volkswirtschaftlicher Verlust und führt dazu, dass die Bauern auf ihrer Milch sitzen bleiben. Ich bin für vollständige Transparenz auf dem Buttermarkt. Wer spricht schon darüber, dass auf den Butterimporten die Preisdifferenz zwischen ausländischer und Schweizer Ware abgeschöpft wird und in Unternehmen der Milchwirtschaft fließt? Wer weiss, dass wir damit die Nestlé-Glace quersubventionieren, sofern sie Rahm enthält? Und im Preis von 100 Gramm Vorzugsbutter haben die Butterhersteller eine Abgabe von 10 Rappen versteckt – für die Verbilligung der Industriebutter, die bei der Guetziproduktion verwendet wird. Dieses verflochtene Butterkäseliwesen gehört abgeschafft.» *sel*

Simonetta Sommaruga, SP-Ständerätin, Präsidentin Stiftung für Konsumentenschutz www.sommaruga.ch

Die Sache mit dem Käse

«Der Schweizer Käse ist für mich ein gutes Beispiel dafür, dass die neue Agrarpolitik auf Kurs ist. Noch vor zehn Jahren kontrollierte der Staat den Käsemarkt: Er diktierte und subventionierte die Produktion und liess – via Käseunion – das Produkt vermarkten. Mit dem Resultat, dass die Qualität mässig war und die Kosten laufend stiegen: Am Schluss kostete die sogenannte Milchrechnung die Schweiz jährlich über eine Milliarde Franken. Mit der Abkehr von der Plan- zur Marktwirtschaft haben wir die Verantwortung an die Akteure zurückgegeben: Der Bauer liefert nicht mehr einfach Milch ab, sein Produkt wird auch in seiner Nähe Wert schöpfend verarbeitet. Das schafft Identität und dank Konkurrenz auch mehr qualitativ hoch stehende lokale Spezialitäten. Schweizer Käser haben in den letzten Jahren international eine Aus-



Bild: Ruben Wyttenbach

Manfred Böttsch, Direktor BLW

zeichnung um die andere geholt – früher hatten sie immer das Nachsehen!

Sicher, der Erfolg hat auch eine Kehrseite. Von den gesamtschweizerisch 672 Emmentalerkäseereien im Jahr 1990 gibt es

heute noch 203. Diese Betriebe sind aber doppelt so effizient und produzieren qualitativ hoch stehende Produkte. Die Gesund-schrumpfung war ein schmerzhafter Prozess. Jeder Einzelfall hinterlässt in seiner Region Narben, aber wir müssen uns fragen: Was wäre, wenn wir die Reform nicht eingeleitet hätten? Wären wir überhaupt noch auf dem Markt? Mitte Jahr wird der Käsemarkt als erster Landwirtschaftsmarkt gänzlich liberalisiert: Auf dem Importkäse aus der EU wird kein Zoll mehr erhoben, Schweizer Käse kann frei exportiert werden. Die Schweizer Käsewirtschaft ist für diese Umstellung gerüstet. Die KonsumentInnen essen wieder mehr Schweizer Käse, die Schweizer Spezialitäten sind im Export gesucht – die Milchproduzenten und Käser dürfen stolz sein!» *rj*

Manfred Böttsch, Direktor des Bundesamtes für Landwirtschaft (www.blw.admin.ch)



Ursula Bühler, Biobäuerin und Märitfrau

Die Sache mit dem Ei

«Ein Ei kostet bei uns 75 Rappen. Das ist gut dreimal so teuer wie ein importiertes Batterieühnerei im Denner – aber bei unseren Eiern wissen die Kunden, was sie daran haben: nämlich ein hochwertiges Naturprodukt von Tieren, die besonders artgerecht gehalten und ausschliesslich mit Biofutter versorgt werden.

Der Erfolg unseres 8-Hektaren-Betriebs, den mein Mann und ich vor zwanzig Jahren als Quereinsteiger übernommen haben, hängt wesentlich von der Kundenpflege ab. Weil wir all unsere Produkte – Eier, Gemüse, Beeren, Blumen, Kräuter, Fleisch – direkt vermarkten, nämlich in unserem Hofladen in Gurzelen, auf dem Thuner Rathausplatzmärit und via Hauslieferdienst («Märitkorb»),

müssen wir die Beziehung zu unseren Kunden unterhalten. Wir sind für sie ja so etwas wie der Hausbauer, und damit das so bleibt, unternehmen wir allgattig: Zum Beispiel kann man bei uns immer am Freitag mithelfen, die 120 Hühner zu füttern und die Eier auszunehmen. Am Gründonnerstag gibts ein Ostereierfärben. Im Sommer veranstalten wir ein Bühnenkino, im Winter ein Adventszvieri mit Eselreiten. Vor Weihnachten verschicken wir all unseren Kunden einen Brief, zudem bekommen sie jeden Samstag per E-Mail einen Newsletter, der sie informiert, welche Produkte wir aktuell anbieten.

Natürlich müssen wir krampfen, damit wir über die Runden kommen. Aber das Gejammer der Bauern über Einkommenseinbussen finde ich, excusez, auch etwas peinlich. Man muss halt flexibel

bleiben, spüren, was die Leute wollen. Nischen suchen, etwas ausprobieren, nicht grad die Flinte ins Korn werfen, wenns nicht auf Anhieb klappt. Dass wir heute auf so vielen Hochzeiten tanzen – wir haben auch noch einen Betreuungsplatz für behinderte Jugendliche, wir führen auf unserem Hofbeizli Apéros und Feste durch, wir sind mit verschiedenen Biobetrieben in einer Art Netzwerk verbunden und wirtschaften im Tauschhandel: Eier gegen Gemüse, Rüebli gegen Blumen, Händöpfel gegen Trockenfleisch –, all das ist erst mit der Zeit entstanden. Es braucht einen langen Schnauf, man kann nie die Hände in den Schoss legen – aber man ist auch sehr zufrieden.» *mlk*

Ursula Bühler, Biobäuerin, Gurzelen
www.biohof-geist.ch



Hermann Weyeneth, Schweinezüchter

Die Sache mit dem Fleisch

«Warum das Schweinefleisch in der Schweiz teurer ist als im Ausland? Weil wir höhere Preise für Futtermittel, höhere Kosten bei Stallneubauten und schärfere Tierschutzauflagen haben. Am 1. Juli laufen die Übergangsfristen zum neuen Tierschutzgesetz ab. Für unsern Schweinezuchtbetrieb, der Ferkel an Mästereien liefert, heisst dies: Wir müssen Ställe mit grösserem Raumangebot für die Muttersauen bauen. Viele Schweinezüchter geben ihren Betrieb auf, aus Angst vor den Investitionen. Mein Sohn und ich wagen es: Wir investieren 3,5 Millionen Franken. Wir bauen eine neue Schweinezuchtanlage für 250 statt wie bisher 80 Muttersauen. Nur so sind wir gewappnet, falls die massive Senkung der Schutzzölle auf ausländischem Schweinefleisch im Rahmen der WTO kommt – oder der Freihandel mit der EU.

Wir gehen davon aus, dass auch im Ausland die Tierschutz- und Umweltauflagen strenger werden und in der Schweiz die Futtermittelpreise fallen. Dann hat Schweizer Qualitätsfleisch durchaus eine Exportchance. Wir betreuen unsere Tiere intensiver als unsere ausländischen Konkurrenten in den viel grösseren Zuchtbetrieben. Man kann in der Schweiz nur so viele Säue halten, wie ein Familienbetrieb bewirtschaften kann – Löhne für Angestellte liegen eigentlich gar nicht drin. Aber wir brauchen eine Übergangszeit von etwa zehn Jahren, um uns für den Freihandel fit zu machen und Marktnischen zu erobern. Beim Inlandabsatz profitierten wir bis Mitte der Neunziger vom umfassenden Grenzschutz – heute können etwa acht Prozent des Schweizer Schweinefleischbedarfs zum Vorzugszoll von dreissig Rappen pro Kilo importiert werden. Folge: Die Produzentenpreise sinken – nicht aber die Konsumentenpreise: weil nämlich der Fleischverarbeiter fürs Ausbeineln, Salzen, Räuchern, Portionieren und Verpacken weiterhin die hiesigen Löhne und Kosten bezahlen muss. Kommt dazu: Der Schweizer isst nur noch Hamme, Speck, Koteletten und Filets – Gnagi, Schweinsfüsse und Schwarzen lässt er links liegen. Diese muss der Verarbeiter als Hunde- und Katzenfutter oder als Rohstoff für Cervelats und Würste billig vermarkten, was die guten Schweinsstücke verteuert. Welcher Schweizer Beizer würde es schon wagen, eine Schlachtplatte mit Schmalz, fettigem Fleisch und feisten Würsten aufzutischen?» *sel*

Hermann Weyeneth, SVP-Nationalrat,
Schweinezüchter in Jegenstorf
www.weyeneth.ch

Die Sache mit dem Brot

«Brot ist ein Grundnahrungsmittel, aber auch ein Politikum. Wenn der Brotpreis steigt, reagieren die KonsumentInnen. Dabei ist Brot nach wie vor preisgünstig: Ein Pfänderli Ruchbrot kostet beim Beck Fr. 2.60. Zudem ist es gesund, vollwertig und mindestens so wertvoll wie viel teurerer Functional Food, also Lebensmittel, die etwa künstlich mit Vitaminen angereichert werden. Brot hat auch eine günstige Energiebilanz, weil das Getreide die Sonnenenergie direkt nutzt – zum Vergleich: In einer Fleischkalorie stecken etwa sieben bis zwölf pflanzliche Kalorien!

Insgesamt werden nur zirka fünfzehn Prozent des Brotgetreidebedarfs importiert. Das ist bemerkenswert, denn beim Getreideanbau ist der Erlös des Landwirts bescheiden: Er erhält pro hundert Kilo Topweizen 57 Franken. Das Im-

portprodukt aus Kanada kostet 64 Franken, wobei zirka die Hälfte Zollkosten sind. Wenn die Zölle wegfallen, kommen unsere Getreideproduzenten massiv unter Druck. Soll man also künftig die Produktion ganz dem Ausland überlassen? Davon raten wir dringend ab: Die hier gezüchtete Vielfalt an Brotgetreidesorten ist keine Massenware und bringt deshalb keine Höchstserträge. Bei der Qualität und der Krankheitsresistenz sind sie jedoch Spitze, was zusammen mit kurzen Transportwegen günstig ist für die Nachhaltigkeit. Unser Brot ist variantenreich; dank hoher Mehlqualität ist es gut und bekömmlich, und die Bäcker können auf künstliche Backmittel verzichten. Wichtig ist auch: Schweizer Getreide wird vor der Haustür geerntet, beim Konsumenten entsteht dadurch Vertrautheit, Bindung und Beziehung. Warum das wichtig ist? Wir stellen die Gegenfrage: Können Sie sich vorstel-



Fritz Häni (r.), Andreas Keiser, Pflanzenwissenschaftler

len, dass Kunst wie Musik, Theater und Malerei nur noch in einigen Weltzentren «produziert» wird? Das wäre ja theoretisch möglich. Und ist doch undenkbar! Genauso verhält es sich mit dem Brot. Denn Brot ist – mehr als jedes andere Lebens-

mittel – auch Kultur, Symbol und letztlich ... ein Stück Heimat!« *rj*

Prof. Fritz Häni (Pflanzenschutz) und Prof. Andreas Keiser (Ackerbau), Schweiz.
Hochschule für Landwirtschaft, Zollikofen
www.shl.bfh.ch

Die Sache mit dem Zucker

«Ob der Zucker in dieser Konfitüre aus der Schweiz oder dem Ausland stammt, weiss ich nicht. Aber ich weiss, dass hierzulande pro Person und Jahr 57 Kilogramm Zucker konsumiert werden. Rund die Hälfte davon kommt aus einheimischer Produktion – von den 7000 Zuckerbauern, die ihre Rüben in den Fabriken Aarberg oder Frauenfeld verarbeiten lassen –, der Rest wird importiert, vor allem aus der EU.

Natürlich gibt es Stimmen, welche die Zuckerproduktion im Inland für unsinnig halten: Zucker sei auf dem Weltmarkt viel billiger zu haben, sagen sie und halten es für einen Irrsinn, dass wir SteuerzahlerInnen sowohl die Zuckerbauern als auch die Zuckerfabriken unterstützen, derzeit noch mit rund 56 Millionen Franken pro Jahr. Aber erstens will der Bund mit der Agrarpolitik 2011 die Unterstützung weiter zurückfahren und zudem vermehrt auf Direktzahlungen setzen: Es werden nicht mehr die Produkte verbilligt, sondern die Bauern werden für ihren gesamtgesellschaftlichen Auftrag entschädigt. Zweitens könnte man mit dem Hinweis auf billigere Importgüter die Schweizer Landwirtschaft gleich ganz abschaffen: Fast jedes landwirtschaftliche Importprodukt ist billiger als ein hierzulande produziertes, und das hat mit den strengeren Vorschriften in der Schweiz, der Kleinräumigkeit der hiesigen Landwirtschaft und mit dem Lohnniveau zu tun. Drittens: Vom Zuckerrübenzucker aus dem Seeland wissen wir, dass er unter ökologischen und sozialen Auflagen produziert worden ist – der Grossteil des brasilianischen Zuckerrohrzuckers hingegen

stammt aus Monokulturen einiger Grossgrundbesitzer, die dafür Regenwald zerstört haben und ihre ArbeiterInnen unter zum Teil unmenschlichsten Bedingungen schuften lassen. Vom umweltbelastenden Transport ganz zu schweigen.

Ich finde, Zucker soll weiter auch in der Schweiz produziert werden: Die Zuckerrübe ist eine Pflanze, die in der Fruchtfolge auf den Äckern eine wichtige Rolle spielt. Zudem werden die Transportwege kurz gehalten. Und was wir nicht selbst produzieren, importieren wir inskünftig nicht nur aus Frankreich oder Deutschland, Brasilien oder Thailand, sondern aus fairer Zuckerproduktion in Südländern. Warum nicht aus Mosambik, das ein Schwerpunktland schweizerischer Entwicklungszusammenarbeit ist?» *mlk*

Pia Grossholz, Synodalrätin der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn
www.refbejus.ch



Pia Grossholz, Synodalrätin

Die Sache mit dem Kaffee

«Kaufe ich hier in der Schweiz ein Päckli Normalkaffee, bleiben siebzig Prozent des Verkaufspreises im Norden – für Transport und Zölle, für Lagerung und Rösterei, für Marketing und die Marge der Händler. Nur dreissig Prozent gehen in den Süden – je ungefähr hälftig an den Zwischenhändler und den Kleinproduzenten. Der Kaffee anbauende Kleinbauer in Kolumbien oder Brasilien, in Äthiopien oder Indonesien ist das schwächste Glied in der Lieferkette: Er ist nicht organisiert, er hat keine Lobby und kann darum sein Produkt nicht professionell vermarkten. Er muss den Kaffeepreis so annehmen, wie der Weltmarkt ihn diktiert.

Kommt dazu, dass der Kaffee an der Börse gehandelt wird, was zu Spekulationsgeschäften und zu grossen Preisschwankungen führt. Besonders tief fiel der Kaffeepreis nach 1989, nach der Auf-

hebung des internationalen Kaffeeabkommens, das Quoten pro Land festgelegt hatte. Seither darf jedes Land beliebig viel Kaffee produzieren und exportieren. Vietnam stieg neu ins Geschäft ein und baut jetzt Kaffee im grossen Stil auf Plantagen an – in Konkurrenz zu den klassischen Kleinproduzenten. Ökologisch ist das Kaffeeplantagen in Mischkulturen, im Plantagenanbau hingegen nur mit viel Dünger- und Herbizideinsatz.

Der Zusammenbruch des internationalen Kaffeeabkommens war der Anlass für die Lancierung von fair gehandeltem Kaffee mit dem Max-Havelaar-Gütesiegel. Heute hat dieser in der Schweiz immerhin einen Marktanteil von fünf Prozent. Die Idee dahinter: Wir garantieren den Kleinproduzenten, die in demokratischen Kooperativen organisiert sein müssen, einen stabilen Mindestpreis. Wir sichern sie also ab gegen das Auf und Ab des Weltmarktpreises und tragen so zu ihrer Existenzsicherung bei. Momentan hat dieser zwar ein Hoch, aber schon morgen kann sich das ändern. Zusätzlich bezahlen wir eine Fair-Trade-Prämie für die Realisierung von Entwicklungsprojekten, etwa für den Aufbau einer Schulbibliothek, die Verbesserung der Wasserversorgung oder den Bau von sturmresistenten Wohnhäusern. Unser Ziel: Wir wollen die Kaffee-Kooperativen so stärken, dass sie professionell auf dem Weltmarkt auftreten können.» *sel*

Sandra Frieden, Produktmanagerin Kaffee der Max-Havelaar-Stiftung (Schweiz)
www.maxhavelaar.ch



Sandra Frieden, Kaffeemanagerin

Aufzeichnungen: Samuel Geiser (sel), Rita Jost (rj), Martin Lehmann (mlk)

Kirche und Bauernstand

Kirche bietet Bauern Rat und Tat

Verschiedene kirchliche Institutionen setzen sich für die Bauern ein. In der Schweiz engagieren sie sich besonders auf sozialer Ebene – und machen die Bevölkerung auf die Probleme des Bauernstands aufmerksam.

«Die Globalisierung und die Öffnung der Märkte haben auf kleinere und mittlere Bauernbetriebe auf der ganzen Welt ähnliche Auswirkungen – sie stehen unter harter Konkurrenz von Agrobusiness und Grossbetrieben. Viele verarmen, etliche geben auf.» Das sagt Susanne Schneeberger, Theologin und Mitarbeiterin der Fachstelle Ökumene, Mission und Entwicklungszusammenarbeit (OeME) der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn. Die Lage etwa der Gemüsebauern im Seeland skizziert Susanne Schneeberger plastisch: «Weil die Preise täglich neu verhandelt werden, stehen die Bauern sozusagen mit dem Handy auf dem Feld – fast wie an der Börse geht es darum, wer am schnellsten und billigsten ist.» Mit der Wanderausstellung «Globalisierte Landwirtschaft – das Seeland im Wandel» zeigt die OeME am Beispiel der Gemüse- und Zuckerproduktion den Zusammen-

hang zwischen Landwirtschaft, Handelsliberalisierung, technischer Entwicklung und Konsumverhalten. «Es sind die Kundinnen und Kunden, die es in der Hand haben, saisonal, regional und fair einzukaufen», ruft Susanne Schneeberger in Erinnerung. Die Ausstellung, die von Kirchgemeinden und anderen Interessenten ausgeliehen werden kann, will eine Diskussion anstossen.

Für die OeME ist Landwirtschaft also ein Thema. Auch an ihrer traditionellen Herbsttagung befasste sie sich mit der Landwirtschaft («Bauern – Spielball der Globalisierung»), zudem läuft noch bis Ende März eine Veranstaltungsreihe zum Thema Ernährungssouveränität: «Jedes Land soll seine Landwirtschaft und Ernährungspolitik selbst bestimmen können», erläutert Susanne Schneeberger den Begriff. Dies betreffe Fragen rund um Landformen, die Rechte der Bauern und

Bäuerinnen, den Schutz vor billigen Importen, soziale Gerechtigkeit oder gentechnologisch verändertes Saatgut. In der Schweiz gehe es darum, soziale Errungenschaften sowie Fortschritte in Umwelt- und Tierschutz beizubehalten. Auch gelte es zu klären, ob die Schweiz ihre Preise der Europäischen Union angleichen müsse.

«Die Agrarpolitik 2011, die derzeit in den eidgenössischen Räten diskutiert wird, hält an den Direktzahlungen fest, will aber den Strukturwandel in der Landwirtschaft durch Massnahmen – zum Beispiel im Bereich Bodenrecht – weiter fördern», sagt Susanne Schneeberger. Dadurch gerieten kleinere und Nebenerwerbsbetriebe zusätzlich unter Druck, was auch innerhalb von Familien zu Belastungen führen könne.

Regionale Entwicklung

Die OeME ist nicht die einzige kirchliche Stelle, die sich für die Bauern stark macht. Für ländliche Anliegen setzen sich die Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn auch mit dem Projekt «Kirche und regionale Entwicklung» ein. «Wo Arbeitsplätze verschwinden, Menschen abwandern und

Schulen schliessen, sind auch die Bauernfamilien betroffen», sagt Regula Zähler von der kirchlichen Fachstelle Gesellschaftsfragen. Mit der Unterstützung von Initiativen wie dem Täuferjahr 2007 im Emmental oder dem Projekt Chance Berner Oberland 2005 zur Standortförderung will Regula Zähler ländliche Akteure vernetzen und die Kirchgemeinden ermutigen, auf dem Land ihre Rolle über die Seelsorge hinaus wahrzunehmen.

Das Engagement der Kirche wird durchaus wahrgenommen, wie Donat Schneider, Geschäftsleiter der Lobag (Landwirtschaftliche Organisation Bern und angrenzende Gebiete), bestätigt. Insbesondere die Seeland-Ausstellung der OeME – die am 28. April auch am «saemann»-Bauernfilmfest besucht werden kann (vgl. Frontseite) – könne Fachleute aus Politik und Verwaltung für die komplexen Fragen der Landwirtschaftspolitik sensibilisieren. *Dominique Schärer, InfoSüd*

Links

www.refbejuso.ch/landwirtschaft
www.anabaptism.org
www.regioplus.ch/rpi_2143.htm

Bäuerliches Sorgentelefon

«Viele Bauern und Bäuerinnen sehen angesichts ihrer schwierigen wirtschaftlichen und gesellschaftspolitischen Lage in der Kirche eine Bündnispartnerin», sagt Ueli Tobler, Vorstandspräsident der Schweizerischen Reformierten Arbeitsgemeinschaft Kirche und Landwirtschaft (Srakla). Zusammen mit fachlichen und ökumenischen Partnern betreibt die Srakla seit elf Jahren ein bäuerliches Sorgentelefon. Speziell geschulte Bäuerinnen und Bauern oder Personen mit engem Bezug zur Landwirtschaft nehmen jährlich achtzig bis hundert Anrufe entgegen, hören zu und geben Hinweise auf geeignete Beratungsstellen. «Der wirtschaftliche Druck wirkt sich auf die ganze Familie belastend aus. So fehlt etwa das Geld für den neuen Traktor oder für das Skilager der Kinder», sagt Tobler. Beruf und Familie seien eng miteinander verflochten, und weil sich im Dorf alle kennen, könne aussenstehende Hilfe wertvolle Impulse geben.

Die Srakla will ethisch-soziale Fragen auch in die Landwirtschaftspolitik tragen. Deshalb schaltet sie sich, koordiniert mit dem Kirchenbund (SEK), in die Debatte um die Agrarpolitik 2011 ein. *ds*

Hotline: Tel. 041 820 02 15
 (Mo: 8.15–12.00; Do: 18.00–22.00)
 Internet: www.bauernfamilie.ch

Die Bibel und die Bauern

«Jesus war ein Landei»

Die Bibel ist reich an landwirtschaftlichen Bildern. Damit kann sie Verständnis für eine agrarische Welt wecken, die wir zu vergessen drohen, sagt der Berner Theologe Thomas Staubli.

Herr Staubli, die Bibel ist voll mit Bildern ländlichen Lebens. Da wird Ackerbau betrieben, es ziehen Nomaden herum. Muss man Bauer oder Bäuerin sein, um die Bibel verstehen zu können?

Thomas Staubli: Nein. Es wäre ausserdem einseitig zu sagen, die Bibel spiele ausschliesslich im agrarischen Milieu. Es gibt viele Stadt-Geschichten. Die Erzählungen um König David zum Beispiel spielen über weite Strecken in der Welt des Königshofs. Und Paulus war ein typischer Vertreter des städtischen Judentums, der auf seinen Reisen von Stadt zu Stadt zog und keine Ahnung mehr hatte von der Landwirtschaft.

Jesus hatte mehr Bezug zur ländlichen Welt.

Ja, Jesus war ein regelrechtes Landei. Er kam aus Galiläa, einer stark agrarisch geprägten Gegend Palästinas. In Jerusalem erkannte man ihn sogar an der Sprache, die vermutlich etwas «appenzellerhaft» wirkte. Die meiste Zeit seines Lebens zog er mit seinen Jüngern auf dem Land herum und tat Dinge wie Ähren rupfen – was eine Überlebensmöglichkeit der Ärmsten war – und fischen. Dieser Hintergrund spiegelt sich auch in der Welt seiner Gleichnisse, die oft vom Ackerbau und der Fischerei erzählen.

Hielt Jesus das Landleben denn für besser als das Städtertum?

Jesus war vermutlich sehr stadtkritisch eingestellt. Seine kritische Haltung zeigt sich etwa, wenn er mit seinen Jüngern auf dem Ölberg sitzt und auf den Tempel schaut, der das Resultat der Auspressung des Landvolkes ist (Mk. 13, 1–2). Da kommt Jesus die Galle hoch, und er verflucht den Tempel, das heisst den Feigenbaum, der eine altorientalische Metapher für den Tempel ist (Mk. 11, 12–25).

Die Bibel spielt also auch im städtischen Milieu. Doch selbst die Stadtmenschen waren damals der Landwirtschaft näher als wir.

Auf jeden Fall. Unzählige Einzelbilder in der Bibel zeigen, wie präsent die agrarische Welt damals war. Diese Welt war wie ein Fundus, aus dem man Lebensweisheiten ableiten konnte. Fast jeder Aspekt vom Säen bis zum Ernten gab Anlass zu Interpretationen. Das Trennen von Spreu und Weizen etwa wird in Psalm 1 als Bild genommen, um Gerechte von Frevlern zu unterscheiden.

Die allermeisten SchweizerInnen haben noch nie Spreu von Weizen getrennt und werden es auch nie tun. Ist unser Zugang zur Bibel erschwert?



«Die Bibel erzählt von einer Welt, die wir nicht mehr kennen»: Thomas Staubli, Theologe

Für uns Westeuropäer ist das Verstehen der Bibel tatsächlich schwieriger geworden. Wenn wir nicht Bauern sind, haben wir kaum noch Zugang zur Landwirtschaft – die bei uns ausserdem hoch mechanisiert ist. Aber vergessen wir nicht: Weltweit gesehen, sind wir Westeuropäer in der Minderheit. Die Mehrheit der Weltbevölkerung lebt in sehr einfachen ländlichen Verhältnissen. Diese Menschen pflügen immer noch von Hand und müssen täglich Holz zusammensuchen, um ihr Brot zu ba-

cken. Für sie ist die Welt der Bibel durchaus unmittelbar verständlich.

Was bedeutet das für unsere westeuropäische Lektüre der Bibel?

Dass die Bibel von einer Welt erzählt, die wir nicht mehr kennen, scheint mir ein grosser Nutzen und kein Handicap dieses Buchs zu sein. Das Bibellese kann eine Art Anti-Entfremdungstherapie sein, weil dieses Buch uns Dinge vor Augen führt, die nicht mehr selbstverständlich sind.

Dadurch kann man einen Bezug bekommen zu Mitmenschen in Afrika oder Asien. Und die Bibel ruft uns einen unmittelbaren Umgang mit Ressourcen in Erinnerung, der verdeckt ist von unseren industriellen Handhabungen.

Interview: Sabine Schüpbach

Thomas Staubli ist römisch-katholischer Theologe und Publizist; er leitet das Bibel+Orient Museum in Freiburg. www.bible-orient-museum.ch

Zu Gast: Bernard N'Jonga

Keine Chicken schicken

Übrigens: Landwirtschaftspolitik wirkt stets auch global. Bis nach Kamerun, wo hoch subventioniertes europäisches Poulet auf den Markt kommt. Drei Fragen an Bernard N'Jonga, Präsident der Bürgerbewegung ACDIC.

Bernard N'Jonga, wieso mögen Sie kein europäisches Poulet?

Ich mag europäisches Poulet. Was ich nicht mag, sind die Konsequenzen für das afrikanische Poulet. Der Export von tiefgekühltem europäischem Geflügel nach Afrika hat zahlreiche negative Folgen.

Nämlich?

Er richtet in Kamerun dreifachen Schaden an. Erstens bei den Kleinbauern, deren wichtigste Einnahmequelle die Kleinviehzucht ist. Da Produktion, Ausfuhr und Transport des europäischen Poulets hoch subventioniert sind, gelangt die Ware zu Dumpingpreisen auf unsere Märkte und zerstört die einheimische Produktion. Zweitens ist das importierte Geflügel ein Gesundheitsrisiko. Nicht, dass das gefrorene Pouletfleisch von minderwertiger Qualität wäre. Aber in Afrika, wo kaum jemand einen Gefrierschrank hat, kann die Gefrierkette nicht eingehalten werden. Tiefgefrorenes Fleisch ist deshalb eine Gefahr für die Gesundheit der Menschen. Drittens ist dieser Geflügelimport für die Wirtschaft des ganzen Landes schlecht. Die Devisen, die wir für den Import ausgeben, könnten in die einheimische Produktion investiert werden. 2003 hat Kamerun 22 500 Kilo Poulet importiert – und deswegen 110 000 Arbeitsplätze verloren. Nicht nur Kleinviehzüchterinnen, auch die Leute, welche Futtermittel produzieren, die Ware transportieren, auf dem Markt verkaufen, rupfen und schlachten, wurden arbeitslos.

Ihre Organisation hat sich erfolgreich gewehrt. Wie haben Sie das gemacht?

Es ist uns gelungen, die Konsumentinnen und Konsumenten zu überzeugen, dass das tiefgekühlte Poulet schlecht für die Gesundheit und schlecht für Kameruns Wirtschaft ist. Sie kauften weniger europäisches Poulet. Und schliesslich wurden auch die Behörden hellhörig und schränkten den Import ein. Auch in Senegal und an der Elfenbeinküste haben Bürgerorganisationen mit Informations- und Überzeugungsarbeit Erfolg gehabt. In Afrika gibt es immer mehr Initiativen der Zivilgesellschaft, die selbstbewusst Probleme anpacken. Das Beispiel mit dem Tiefkühlpoulet zeigt, wie erfolgreich Aktionen sind, wenn man die Bevölkerung einbezieht. *Reto Aschwanden, InfoSüd*

Bernard N'Jonga ist Präsident der kamerunischen Bürgerbewegung ACDIC (Association Citoyenne de Défense des Intérêts Collectifs), die dem Geflügelimport den Kampf angesagt hat



Zum neuen Buch von Lorenz Marti – ein Porträt

«... aber einen Guru hatte ich nie»

Lorenz Marti hat sein zweites Buch über Spiritualität im Alltag veröffentlicht – ein Besuch beim «saemann»-Autor, Radiomann und Spaziergänger.

Ist das wirklich die Klausur eines Journalisten? Keine Zeitungsstösse, keine fliegenden Blätter, keine wild tapezierten Wände. Dafür ein wohlgeordnetes Büchergestell, einige gut sortierte CD-Ständer, kahle Wände und ein aufgeräumter Bürotisch. «Aufgeräumt? Ich räume nie auf. Ich brauche einfach leere Räume, damit ich atmen kann», schmunzelt Lorenz Marti, seit dreissig Jahren Religionsredaktor bei Schweizer Radio DRS, in seinem kleinen Büro im Studio Bern.

Karg wie dieses mag auf einige auch sein Auftritt wirken: Gross und schlank ist er, doch dieser Mann trägt seine Statur nicht zur Schau. Im Gegenteil: Er nimmt sich zurück. Allerdings: kaum zu übersehen die klaren blauen Augen, der ruhige Blick, das feine, freundliche Lächeln. «Ich bin ein schüchterner Mensch», sagt er, und in seinem neuen Buch schreibt er: «Bei Stammtischreden verstumme ich. Wenn ein Zwiegespräch ins Stocken gerät, werde ich nervös. Und es kommt vor, dass ich in der Stadt Menschen ausweiche, die ich kenne.» Diese Schüchternheit habe dennoch etwas Gutes, «auch wenn ich sie lieber los wäre», meint er im Gespräch: «Sie tut auf, sie stellt mich in Frage – sie lässt mich immer wieder stolpern.»

Spazieren und meditieren

Und vielleicht hat sie ihn zum Beobachter und Erzähler gemacht, der über jene Stolpersteine staunt, die andere übersehen oder elegant überspringen. Zum Beispiel über «das Gesicht im Schaufenster», sein Spiegelbild, worüber in seinem neuen Buch zu lesen ist: «Ich weiss nicht, ob ich den Mann im Fenster mag.» Oder über den neugierigen Blick der Kuh, den er ungehemmt erwidert: «So offen und unbefangen werde ich gerne angeschaut. Bei Menschen bin ich mir da nie so sicher.» Vielleicht schaue einen ja in den grossen, braunen Augen der Kuh das Universum an, «betrachtet die Schöpfung ihr Geschöpf, das da vorbeispaziert».

Spiritualität im Alltag

Leos Gruss

Ob er wirklich der Leo ist, weiss ich nicht. Aber das Geschäft ist so angeschrieben, und mir scheint, dass er auch aussieht wie ein Leo: Er ist gross und kräftig, hat eine tiefe Stimme und einen melancholischen Blick. Am Morgen früh schon steht er im Laden und begrüsst seine Kunden. Leo macht keine grossen Geschäfte. Er verkauft kleine Brötchen, davon aber so viele, dass es wahrscheinlich doch ein gutes Geschäft ist. Sei-

Nervös und gwundrig

Siebzig kurze Erfahrungsberichte über die «Mystik an der Leine des Alltäglichen» versammelt Lorenz Marti in seinem neuen Buch «Wer hat dir den Weg gezeigt? Ein Hund!» – das Fortsetzungsbuch von «Wie schnürt ein Mystiker seine Schuhe?», 2004 erschienen. Siebzig Spaziergänge sind es, denn Lorenz Marti entdeckt die «Spiritualität im Alltag» – so der Titel der Kolumne, die er seit 2002 für den «saemann» schreibt (vgl. unten) – häufig beim Gehen und Wandern, «unterwegs mit meiner Frau Corina, der kritischen Erstleserin meiner Texte». Oder beim regelmässigen Morgenspaziergang auf dem Weg zur Arbeit: «Das ist Meditation für mich, fast ein Ritual.»

Aber im Sitzen meditiere er nicht, könne er nicht: «Ich bin viel zu nervös und langweile mich schnell.» Das überrascht. Wie auch nicht ins Bild eines Spiritualitätsexperten passen will, dass dieser täglich den «Blick» liest: «Ich bin eben sehr gwundrig, ich liebe schräge, abstruse Geschichten.» Überhaupt die Sache mit der Spiritualität. Besser, als Eichendorff es in seinem berühmten Gedicht schreibe, könne man es ohnehin nicht sagen: «Schläft ein Lied in allen Dingen, die da träumen fort und fort.» Und doch ist er überzeugt: «Das Wissen, wer ich bin, ist irgendwo gut aufgehoben.»

Zwischen Büchern und Bergen

Lorenz Marti, Sohn des Berner Schriftstellers und Theologen Kurt Marti, hat Geschichte und Politikwissenschaft studiert. In den 1968er-Jahren politisiert er an der Universität Bern beim Forum Politicum, «wenn auch immer ein bisschen in der Rolle des Zuschauers». 1977 kommt er zum Schweizer Radio DRS. Er will «politischer Journalist» werden – «heute für mich absolut undenkbar», staunt er selbst rückblickend. Doch er landet beim Religionsressort und bleibt dort. Manchmal habe er das Gefühl, das Schicksal, nicht er habe diesen Weg für ihn gewählt. Höher

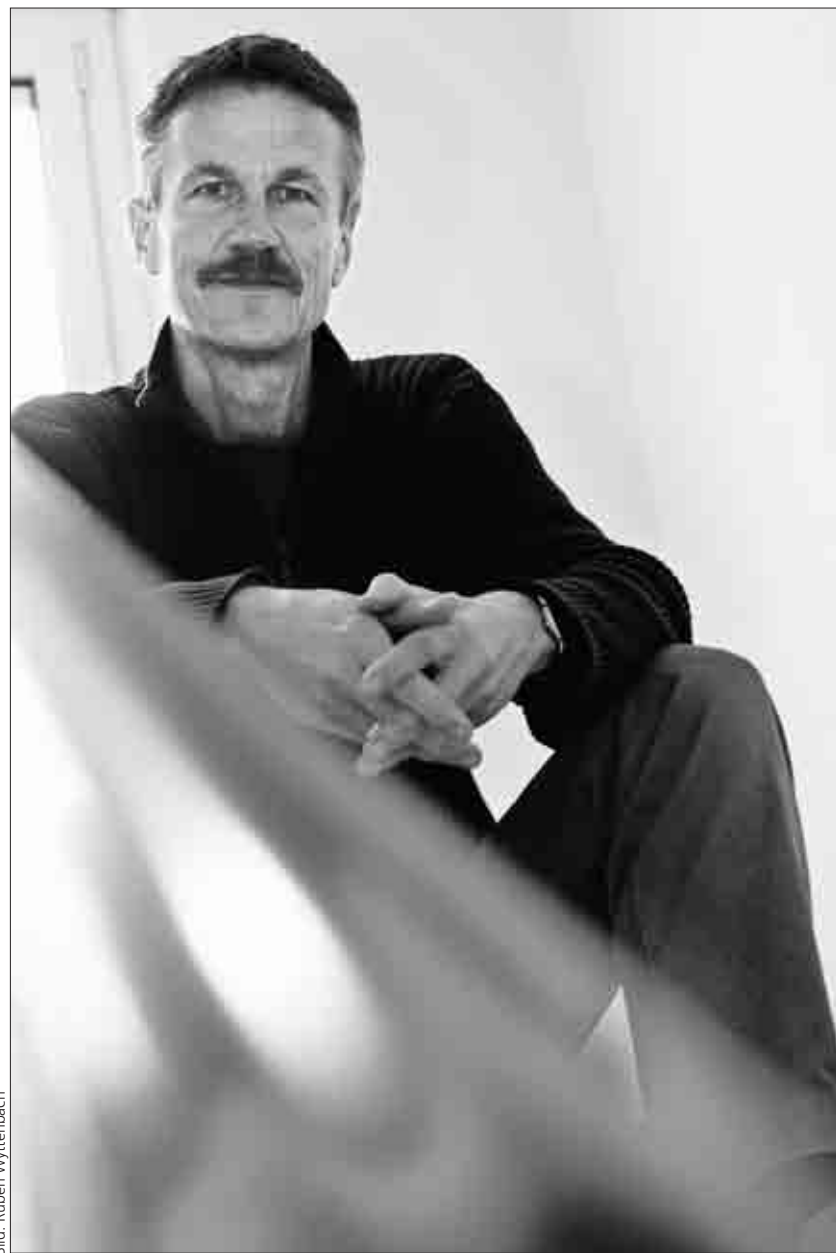


Bild: Ruben Wytenbach

«Ich brauche leere Räume»: Lorenz Marti

als bei den Politaktionen schlägt sein Herz bei der Hippie- und Indienbegeisterung, die auch zu den 68er-Jahren gehört. «Aber einen Guru hatte ich nie: Da bin ich bis auf die Knochen zu reformiert-protestantisch. Ich glaube an die Mündigkeit jedes Einzelnen.»

Lorenz Marti hält Distanz zu Bewegungen. Schlüsselerlebnisse verbindet er viel eher mit Büchern. «Richtig gebrannt» habe er etwa damals bei der Lektüre von Erich Fromms «Ihr werdet sein wie Gott»: «Das hat mir die Augen geöffnet für mein Grundthema: die Sehnsucht nach Befreiung und die Angst vor der Freiheit.»

Bei Regenwetter fahren wir zum Abschluss unseres Gesprächs auf den Gurten.

Brötchen. Neunzig Rappen kostet es; der gute Wunsch, der mir mit auf den Weg gegeben wird, ist gratis. Ich habe mir angewöhnt, dabei genau hinzuhören. Dass ich so freundlich begrüsst und bedient werde, empfinde ich als Zeichen persönlicher Wertschätzung. Ich glaube, dass ich gemeint bin, auch wenn diese Freundlichkeit für das Verkaufspersonal wahrscheinlich Pflicht ist. Den Abschiedsgruss nehme ich wörtlich und freue mich, dass mir ein Fremder einen schönen Tag wünscht. Was will ich mehr am frühen Morgen?

Eigentlich beginnt die ganze Geschichte schon viel früher: Jemand ist mitten in der Nacht aufgestanden, um für mich dieses Brötchen zu backen. Vielleicht hat er oder sie auf ein abendliches Vergnügen verzichtet, um rechtzeitig in der Backstube zu sein. Jemand hat Mehl dafür her-

gestellt, und jemand hat es zur Bäckerei transportiert. Jemand hat das Getreide gepflanzt und jemand hat es später geerntet. Jemand hat die Bäckerei gebaut und eingerichtet. Und jemand sorgt dafür, dass es hier angenehm warm ist. Ich könnte weiterfahren mit der Aufzählung und käme an kein Ende. Eine endlos lange Kette von Menschen hat für mein Wohl gearbeitet. Ich kenne sie nicht. Aber bei Leo, dem letzten Glied in der Kette, sehe ich ein Gesicht. Hier kann ich jemandem Danke sagen für mein Brötchen. Und für die guten Wünsche: «Merci gleichfalls!»

Samuel Geiser

Lorenz Marti: Wer hat dir den Weg gezeigt? Ein Hund! Mystik an der Leine des Alltäglichen. Herderverlag 2007, 192 Seiten, Fr. 31.70

Lesungen:

- 2. Mai, 20.00, Thalia Bücher (im Loeb), Spitalgasse, Bern
- 9. Mai, 20.00, Thalia Bücher, Bälliz, Thun

Wie gesagt: Ob er wirklich der Leo ist, weiss ich nicht. Aber das ist nicht so wichtig. Schliesslich weiss der Leo auch nicht, dass ich der Lorenz bin. Hauptsache, wir schenken uns am frühen Morgen ein gutes Wort. Das genügt. *Lorenz Marti*

Wir, die ref. Kirchgemeinde Derendingen, sind Teil der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn. Im solothurnischen Wasseramt sind uns 17 Gemeinden angegliedert. Dieses Gemeindegebiet ist in 5 autonome Pfarrkreise aufgeteilt.

REFORMIERTE KIRCHGEMEINDE DERENDINGEN

Pfarrkreis Zuchwil
Der Pfarrkreis Zuchwil umfasst rund 2000 Gemeindeglieder.

Auf den **1. Juli 2007** oder nach Vereinbarung suchen wir eine/einen

Sozialdiakonische/n Mitarbeiter/in (SDM) (50%)

Sie

- haben eine abgeschlossene SDM Ausbildung oder eine pädagogische Grundausbildung, mit der Bereitschaft, die fehlenden Module der SDM-Ausbildung zu absolvieren
- sind eine kontaktfreudige, offene Persönlichkeit
- haben Freude am kirchlichen Unterricht und arbeiten gern mit Kindern und Jugendlichen
- sind musikalisch
- haben Freude in Gottesdiensten mitzuwirken oder selber zu gestalten
- organisieren gerne
- sind offen für die ökumenische Zusammenarbeit

Bei uns finden Sie

- eine vielseitige und anspruchsvolle Aufgabe in einer dynamischen Kirchgemeinde
- einen engagierten Pfarrer und motivierte Mitarbeiter/innen
- Unterstützung durch den Pfarrkreisrat und den Kirchgemeinderat
- verschiedene aktive Gruppen
- ein städtisches Dorf mit einer sehr guten Infrastruktur

Möchten Sie mehr wissen?
Pfarrer Ralf Bethke, Tel. 032 685 21 75 oder 079 440 88 80. E-Mail: r.bethke@bluewin.ch

Wir freuen uns auf Ihre schriftliche Bewerbung bis spätestens 15. März 2007
an Frau Patricia Häberli, Pfarrkreispräsidentin, Bahnweg 5, 4528 Zuchwil

KIRCHGEMEINDE NYDEGG BERN

Für unsere Kirchliche Unterweisung suchen wir auf den 1. August 2007

eine Katechetin oder einen Katecheten 30%

Ihre Aufgaben umfassen:

- Kirchliche Unterweisung in der 5. Klasse (Teamleitung)
- Konfirmandenunterricht in einer 9. Klasse
- KUW-Koordination

Wir erwarten von Ihnen:

- abgeschlossene Katechetenausbildung oder äquivalente Qualifikation
- Teamfähigkeit und Freude an der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen
- Interesse an theologischen Inhalten und Flair, diese altersgerecht zu vermitteln
- Verbundenheit mit der Landeskirche

Wir bieten Ihnen:

- Arbeit in einem motivierten Team
- Anstellungsbedingungen gemäss Reglementen der Ev.-ref. Gesamtkirchgemeinde Bern
- gut eingeführtes KUW-Modell

Auskunft erteilt Ihnen gerne:
Ernest Peter, Leiter Ressort KUW, Kinder- und Jugendliche, Tel. 031 348 03 30
Informationen über unsere Kirchgemeinde finden Sie im Internet unter www.nydegg.ch
Ihre Bewerbung richten Sie bitte bis zum 15. April 2007 an:
Ernest Peter, Nussbaumstrasse 46, 3006 Bern

CHF 244.-

3. MÄRZ

7. Benefizkonzert der Gesamtkirchlichen Dienste

Veranstaltungsort Nydeggkirche, Bern
Zeit 17.00 Uhr

MÄRZ

Zeit der Stille im Chor der Französischen Kirche **10.3.**

Veranstaltungsort Chor der Französischen Kirche, Bern
Zeit 10.15 bis 12.00 Uhr

APRIL

Zeit der Stille im Chor der Französischen Kirche **14.4.**

Veranstaltungsort Chor der Französischen Kirche, Bern
Zeit 10.15 bis 12.00 Uhr

25.4.

Versöhnung mit dem eigenen Leben – ein Weg aus Sucht und Abhängigkeit?

Seminar für Fachleute aus Beratung, Seelsorge, Pflege und Betreuung
Kursort Kirchgemeindehaus Petrus, Bern
Zeit 9.00 bis 16.30 Uhr

26.4.

Evangelische Theologiekurse ETK im Gebiet der reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn

Informationsabend – Kursbeginn 16. August
Kursort Campus Muristalden, Bern
Zeit 17.30 bis 20.30 Uhr

Nähere Angaben erhalten Sie im Halbjahresprogramm 1/2007 oder im Internet www.refbejuso.ch unter Service, Veranstaltungen, Erwachsenenbildung, Kurse nach Fachbereich

Programme und Anmeldung:
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Gemeindedienste und Bildung
Schwarztorstrasse 20, Postfach 6051, 3001 Bern
Telefon 031 385 16 16, Fax 031 385 16 20
E-mail bildung@refbejuso.ch

Der Keltische Weg

Auf keltischen und frühchristlichen Spuren in der unverdorbenen Natur der irischen Aran Inseln:
Daten: 13.–20.5., 22.–29.7., 2.–9.9.07
Infos und weitere spannende Programme
E. Zollinger
044 252 09 18
www.irish-culture.ch

Neu! Exklusiv!

Das Schulprogramm **La Haute Route SPC**
Ein Pluspunkt für die berufliche Zukunft!
Eine Lebensschule!
Französisch-Jahreskurs und Allgemeinfächer des 9. oder 10. Schuljahres für Mädchen
2900 Porrentruy, 032 466 17 64
www.ecole-st-paul.ch, www.haute-route-spc.ch

Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Églises réformées Berne-Jura-Soleure

Kirchgemeinde Johannes, Bern

Die reformierte Kirchgemeinde Johannes in Bern sucht infolge Pensionierung der Stelleninhaber per 1.12.2007

SigristIn-HauswartIn oder SigristInnen-HauswartInnenpaar 115%

Aufgabenbereiche:

- Sigristendienst in Gottesdiensten
- Hauswarttätigkeit im Kirchgemeindehaus (Vermietung und Bewirtschaftung von Haus und Umgebung)
- Führung von Aushilfspersonal

Sie bringen mit:

- Abschluss als Hauswart oder dreijährige abgeschlossene Berufsbildung, vorzugsweise handwerklicher oder technischer Richtung, mit der Bereitschaft, berufs begleitend die Ausbildung zum Hauswart zu absolvieren
- Teamfähigkeit, soziale Kompetenz und Belastbarkeit
- Solide PC-Anwenderkenntnisse und administrative Kompetenz
- Organisationstalent, Fähigkeit zu führen und Arbeiten zu delegieren
- Selbstständigkeit und Engagement
- Flexibilität bei der Zeiteinteilung im Rahmen der Jahresarbeitszeit
- Identifikation mit dem christlichen Glauben
- Interesse für Menschen jeglichen Alters und Herkunft

Wir bieten:

- Zeitgemässe Anstellungsbedingungen
- Abwechslungsreiche Tätigkeit mit viel Eigenverantwortung
- Flexibilität bei der Zeiteinteilung im Rahmen der Jahresarbeitszeit
- Freiraum bei handwerklichen und dekorativen Tätigkeiten

Wohnsitznahme in der Kirchgemeinde Bedingung

Auskunft erteilt gern:
Ingo Schütz, Sozialdiakonischer Mitarbeiter, Tel. 031 332 74 24 (Di. bis Fr.)

Wir freuen uns auf Ihre schriftliche Bewerbung bis zum 30. April 2007 an den Kirchgemeinderat Johannes, z.H. von Frau Regina Bolliger, Personalverantwortliche, Wylstrasse 5, 3014 Bern

HOTEL JUNGFRABLICK WENGEN

Pfingsten!? Zerstrittene Christenheit – stehen wir an einer Wende? 26.5. bis 2.6.2007
Eine Ferien- und Studienwoche mit Pfr. Michael und Aenni Dähler, Thun.

Ist Gott allmächtig? 2. bis 9.6.2007
Eine Ferien- und Besinnungswoche mit Pfr. Klaus Guggisberg, Bülach. 033 856 27 27, 033 856 27 26
info@jungfraublick.com, www.jungfraublick.com

Wir bitten dich, er störe uns.

Bücher über Fürbitten. Und mehr.

Im Laden oder per Post.

voiro

Die Ökumenische Buchhandlung
Rathausgasse 74
Postfach, 3000 Bern 7
Telefon 031 311 20 88
Telefax 031 311 62 31
E-Mail: info@voiroil-buch.ch
www.voirol-buch.ch

Hotel Sunnehüsi
3704 Krattigen

Der ideale Ferienort hoch über dem sonnigen Thunersee!
Wir bieten auch einige speziell begleitete Ferienwochen an.
Gutes Preis-Leistungsverhältnis.
Hotel Sunnehüsi, 3704 Krattigen,
Dir. Hedwig Fiechter, Tel. 033 654 92 92,
Fax 033 654 19 76, E-Mail: info@sunnehuesi.ch

S P I T E X

Hilfe und Pflege zu Hause / Aide et soins à domicile

Behandlungs- und Grundpflege sowie Beratung
Haushaltshilfe, Gesundheitsberatung

SPITEX Biel-Bienne, Collègegasse 8, 2502 Biel, Tel. 032 329 39 00

Neu! Exklusiv!

Das Schulprogramm **La Haute Route SPC**
Ein Pluspunkt für die berufliche Zukunft!
Eine Lebensschule!
Französisch-Jahreskurs und Allgemeinfächer des 9. oder 10. Schuljahres für Mädchen
2900 Porrentruy, 032 466 17 64
www.ecole-st-paul.ch, www.haute-route-spc.ch

ECOLE ST-PAUL

Amnesty International

Ein Testament für die Menschenrechte
Damit erhalten bleibt, was Ihnen wichtig ist.

Bitte senden Sie mir kostenlos Ihren Testament-Ratgeber.

Vorname _____
Name _____
Strasse/Nr _____
PLZ/Ort _____

Amnesty International Postfach, 3001 Bern **Tel. 031 307 22 22**
www.amnesty.ch

Unterwegs zum Du

erfolgreiche Partnersuche seit 1938 nicht gewinnorientiert

031 312 90 91
Verena Calame

Mitgetragen von den Evang. ref. Kirchen BE/JU

www.zum-du.ch

Inserateschluss April-Ausgabe 12. März 2007

Tel. 031 352 54 54, Fax 031 352 55 54
jhpress@bluewin.ch

saemann

Die evangelisch-reformierte Monatszeitung «saemann» wird vom gleichnamigen Verein herausgegeben. Mitglieder sind jene Kirchgemeinden, die den «saemann» abonniert haben.

Auflage: 307 000 Exemplare
Redaktion: Samuel Geiser (sel), Rita Jost (rj), Martin Lehmann (mlk)
MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:
Katharina Altas, Rudolf Bohren, Matthias Herren, Doris Brodbeck, Delf Bucher, Hans Rudolf Helbling, Marc Lettau, Lorenz Marti, Dominique Schärer, Sabine Schüpbach, Marianne Vogel Kopp
Bilder: Ruben Wyttenbach (www.weitbild.ch)
Agenda/Zuschriften:
Verena Flückiger (sekretariat@saemann.ch)
Grafisches Konzept:
Renata Hubschmid, Bern
Typo: Monika Feller, Toffen
Korrektorat: Yvonne Schär, Langenthal
Redaktionskommission:
Suzanne Auer, Christian Bürki, Petra Burri, Barbara Cajöri, Marc Lettau, Lucia Probst, Iwan Schulthess, Anna Stüssi, Urs Walter

Redaktion/Zuschriften:
Redaktion «saemann», Postfach 7822, 3001 Bern
Tel. 031 398 18 20; Fax 031 398 18 23
E-Mail: redaktion@saemann.ch
Internet: www.saemann.ch
Geschäftsstelle:
Christian Lehmann, Jungfraustr. 10, 3600 Thun
Tel. 033 223 35 85, Fax 033 223 35 90
E-Mail: geschaeftsleitung@saemann.ch
Kirchgemeinden wenden sich für Auskünfte und Abonnementsbedingungen an die Geschäftsstelle.
Inserate:
JahrhundertPress, Peter H. Meier, Spitalgasse 34, Postfach 7259, 3001 Bern
Tel. 031 352 54 54; Fax 031 352 55 54
E-Mail: jhpress@bluewin.ch
Inserate- und Redaktionsschluss 4/07:
12. März 2007
Adressänderungen / Einzelabonnemente:
Länggass Druck AG, Postfach 7062, 3001 Bern
Tel. 031 307 75 75, Fax 031 307 75 80
E-Mail: saemann@ldb.ch; Internet: www.ldb.ch
FTP: <http://transfer.ldb.ch>
Einzelabonnemente: Fr. 20.– (inkl. MWSt)

saeTipps



VERANSTALTUNGEN

Diner auf der «Blinden Insel»

Einmal im Dunkeln essen, damit einem die Augen aufgehen: Der Schweizerische Blinden- und Sehbehindertenverband lädt zum Diner in der völlig abgedunkelten Grossen Halle der Reitschule Bern ein. Renommierte Köche kochen auf der «Blinden Insel», blinde und sehbehinderte Menschen servieren. Einlass ab 18.45, Diner ab 19.30.

→ bis 31. März, jeweils Dienstag bis Sonntag, Grosse Halle der Reitschule Bern
Reservation: www.grossehalle.ch oder Tel. 078 854 58 66

Jüdin, Christin, Philosophin

Edith Stein war Jüdin und wurde Christin, sie studierte Philosophie und wurde Ordensfrau. 1942 ermordeten sie die Nazis in der Gaskammer des KZ Auschwitz-Birkenau. Wer war diese christliche Mystikerin mit jüdischen Wurzeln? Drei Abende mit Mariéle Wulf, Assistentin für Fundamentaltheologie an der Universität Freiburg.

→ 13., 20., und 27. März, 19.30, Haus der Begegnung, Mittelstrasse 6a, Bern
Info: Tel. 031 300 33 43

Frauenarbeit, global

Frauen haben in der globalisierten Ökonomie vor allem Jobs im Niedriglohnsektor. Sie arbeiten in der Computer- oder Textilproduktion oder als Hausangestellte. Ausbeutung unbegriffen – besonders für Migrantinnen. Die Theologin Tirsia Ventura (Costa Rica) und die Unia-Gewerkschafterin Vania Alleva (Schweiz) berichten über die Arbeitssituation und Arbeitsrechte von Migrantinnen in Lateinamerika und der Schweiz.

→ 27. Februar, 20.00, Kirchgemeindehaus Johannes, Wylstrasse 5, Bern

550 Jahre Brüder-Unität

Fast nur Insider kennen sie: die Brüder-Unität, 1457 in Böhmen als eine der ersten evangelischen Kirchen gegründet. Heute zählt die Herrnhuter Brüdergemeine weltweit über 700 000 Mitglieder – auch in Bern existiert eine kleine Sozietät, die sich für das Haus der Religionen stark macht. Aus Anlass des 550-Jahr-Jubiläums laden die Herrnhuter zu einer «Spurensuche für eine Theologie der Begegnung».

→ 3. März, theologische Tagung im Le Cap, Predigerstrasse 3, Bern: mit Vorträgen von Prof. Martin George, Bern, Barbara Henze, Freiburg i. B., und Prof. Jan Kumpera, Pilsen
→ 3. März, 17.30: Musikalisch-literarisch-kulinarischer Abend mit Werken von Antonin Dvorák und Texten von Jan Amos Comenius
Info: hartmut.haas@haus-der-religionen.ch

Kunst in der Kirche

Alfred Manessier (1911–1993) gehört zur zweiten Generation der modernen französischen Malerei. Aus der Erfahrung des Schweigens während eines Klosteraufenthalts schuf er eine neue sakrale Bildsprache. Sein Lithografiezyklus zum «Cantique spirituel» des spanischen Mystikers Juan de la Cruz ist noch bis 9. März in der Sakristei der reformierten Kirche Langnau ausgestellt. Rahmenveranstaltungen zur Ausstellung:

→ 24. Februar, 20.00: Konzert in der Kirche Langnau, Uraufführung «Through Crystals of Gothic Mosaic» von Julia Gomelska
→ 8. März, 19.30: «Vom Unbegreiflichen ergriffen» – vertiefte Auseinandersetzung mit den Texten von Johannes vom Kreuz
Info: Tel. 034 402 80 76 (Pfrn. Ursula Wyss)

Eröffnung Täuferjahr 2007

Über 200 Veranstaltungen – Vorträge, Podien, Ausstellungen, Exkursionen, Theaterstücke und Konzerte – bringt das Täuferjahr (www.anabaptism.org). Getragen wird es von Pro Emmental, der reformierten Kirche, Neu- und Alttäufern – und offiziell eröffnet am 24. März in der Kirche Langnau: mit Grussworten von Regierungsrat Werner Luginbühl, Synodalratspräsident Samuel Lutz und Paul Gerber, Präsident der Mennonitengemeinden – sowie einer liturgischen Feier.

→ 24. März, 14.00, ref. Kirche Langnau

Hiobsbotschaften

Krankheit, Leid und Unglück suchen Hiob heim – und er ringt mit Gott. Dichter, Musiker und bildende Künstler haben immer wieder neue Hiobsgestalten entdeckt. Doch hat er heute noch einen Platz in unserer Spassgesellschaft? Eine Veranstaltungsreihe über Hiob und seine Nachfolger.

→ 2. März, 19.30, Zwinglihaus Grenchen: Hiob – Einführung in ein alttestamentliches Buch, mit Prof. Walter Dietrich, Bern

→ 14. März, 19.30, Zwinglihaus Grenchen: Gott widerstehen – die Hiob-Deutung von C. G. Jung, mit Michael Dömer, Grenchen
Info über weitere Veranstaltungen: www.grenchenref.ch

Konzert gegen Frauenhandel

7. Benefiz-Konzert der Gesamtkirchlichen Dienste der reformierten Kirche: mit Werken von Hildegard von Bingen, Peter Tschai-kowsky, Gabriel Fauré sowie russischer Sakralmusik, interpretiert vom Frauenensemble Les Voc-à-Lises. Mit dem Erlös werden Projekte gegen Frauenhandel von Terre des Femmes und Heks unterstützt.

→ 3. März, 17.00, Nydeggkirche, Bern

«Rosa Lauschen»

Das Berner Münster verwandelt sich an der Museumsnacht (23. März) in die Klang- und Lichtskulptur «Rosa Lauschen»: Die grossen Chorfenster werden von aussen angestrahlt, Hauptschiff und Chor sind von Bänken und Stühlen befreit. Sitzend oder stehend, liegend oder wandelnd kann man den Sakralraum neu entdecken – und lauschen: Die ganze Nacht hindurch erklingt Musik aus ganz unterschiedlichen Sparten und Richtungen – gemischt mit den reichen Klangfarben der Münsterorgeln. Zur Geisterstunde ertönt ein akustisches Gesamtbild.

→ 23. März, ab 18 Uhr, Berner Münster



BUCHTIPPS

Rembrandts Bibelfrauen

Verena Scholl hat mit «Rembrandts biblische Frauenporträts» ein bezauberndes Buch publiziert. Bestechend ist die Auswahl der Gemälde und Skizzen Rembrandts von Frauengestalten aus der Bibel. Die beigefügten Kommentare der Theologin führen in die Charakteristika des Malers und der Bilder ein. Dazu kommen die biblischen Geschichten von Batscha, Delila, Ester, Maria und anderen in den Blick. Behutsam nähert sich die Autorin dem Leben Rembrandts und spürt weitere Erkenntnisse zu seinen Frauenporträts auf. Überzeugend belegt die Autorin ihre These, dass Rembrandts Bibelfrauen durchwegs emanzipatorischen Charakter haben. Ein gutes, lehrreiches und gleichzeitig schön gemachtes Buch. *hrh*

→ Verena Scholl: Rembrandts biblische Frauenporträts. Eine Begegnung von Theologie und Malerei, TVZ, 2006, Fr. 32.80

Erotische Seiten der Bibel

22 Liebesgeschichten hat Olaf Schmalstieg in der Bibel ausfindig gemacht. In seinem neusten Büchlein erzählt er sie als «Die erotischen Seiten der Bibel». Der Autor hält die christliche Engführung der Liebe für fatal. Dass die griechische Bibel bloss von Agape (fürsorgliche Zuneigung) spricht und nicht auch von Eros, ist für ihn eine eher zufällige Sprachregelung mit weitreichenden Folgen. Der ehemalige «saemann»-Redaktor und derzeitige Pfarrer in Bellinzona führt nicht bloss Adam und Eva oder David und Batscha auf, auch Männerbeziehungen, namenlose Liebestexte oder Jesus und die Frauen kommen vor. Seine Interpretationen sind eigenwillig – und verraten einiges über seine erotische Fantasie. Er ist weniger an historischen Kontexten interessiert als an dem, was zwischen den Zeilen verborgen liegt. Zärtlicher Denkanstoss. *mvk*

→ Dieter Olaf Schmalstieg. Die erotischen Seiten der Bibel. 22 Liebesgeschichten, Biel 2006, 134 S., Fr. 26.–



FILMTIPPS

«Die Insel»

Am Anfang war das Fegefeuer. Der Heizer Anatolij füttert im Film «Die Insel» den gefährlichen Heizkessel eines Kohlenkahns. Nur das Rot des Feuers bringt Farbe in die düstere Winterlandschaft des Weissmeers. Und die blutrote Hakenkreuzfahne. Sie flattert auf dem deutschen Kriegsschiff, an dem die Teufel der Moderne an Bord sind: deutsche Soldaten. Sie zwingen Anatolij mit vorgehaltener Pistole dazu, seinen Kapitän umzubringen. Dann wird das Schiff gesprengt. Schwarz gekleidete Mönche huschen auf weissem Schnee, tragen den schiffbrüchigen Anatolij ins nahe Kloster. Hier wird der Heizer von nun an als Bruder seine Tat sühnen. In einem Kohlenkeller haust er als Eremit: schleppt Kohlen, schläft auf Kohlen und verfeuert Kohlen. Das Volk verehrt den russverschmierten Klosterbruder, dem wunderheilende Kräfte nachgesagt werden. Grotesk-humoreske Heiligenvita. *bu*

Filmtage Nord/Süd

Alle zwei Jahre präsentiert die Fachstelle «Filme für eine Welt» neue, für den Unterricht geeignete Dokumentar- und Kurzspielfilme (www.filmeeineWelt.ch). Darunter «The Rasheda Trust» von Jürg Neuen-schwander (über die Gründung einer Baumschule in Bangladesch), «Soll ich bleiben oder gehen?» (ein Film ehemaliger Kindersoldaten aus Sierra Leone) und «Zwischen den Welten» (Geschichte der geglückten Integration von Güli Dogan, Kind einer türkisch-kurdischen Arbeiterfamilie).

→ 28./29. März, 17.30–21.30, PH Bern, Institut für Bildungsmedien, Helvetiaplatz 2



INTERNETTIPP

www.kirche-lyss.ch

Start zur Internetolympiade am 1. März, veranstaltet von der Jugendarbeit der Kirchgemeinde Lyss. Jede Woche vier Aufträge erledigen. Auf der Jagd nach olympischen Lorbeeren. Wer ist dabei? Jugendliche ab 13 Jahren, Jugendgruppen, Konf- und KUW-Klassen, Schulklassen, Familien, Paare, Einzelpersonen, Jung und Alt. Alles Weitere im Internet: www.kirche-lyss.ch

Zuschriften

«saemann» 2/07: «Après-Ski?»

Unerhört

Es wird viel geredet und geschrieben über den Klimawandel – aber wenig getan dagegen. Man schiebt sich gegenseitig den Schwarzen Peter zu. Was ich bedenklich finde, sind die riesigen Blechlawinen, die sich jedes Wochenende durch unsere Täler wälzen. Fast jedes Wochenende finden irgendwo Grossanlässe statt. Zehntausende gehen hin, die meisten mit dem Auto. Hier müsste man eigentlich bremsen, aber wer tut das schon? Da schiebt man lieber den Bauern und ihren rülpfenden Kühen die Schuld in die Schuhe.

Wir haben in den letzten fünfzig Jahren mehr Ressourcen verbraucht und mehr Substanz auf unserer Erde zerstört als sämtliche Generationen vor uns. Wenn das so weitergeht, haben unsere Nachkommen nichts zu lachen. Gerade in den Schulen sollten die Kinder darauf sensibilisiert werden, zu unseren Rohstoffen und zur Luft Sorge zu tragen. Aber ich befürchte, als einsamer Rufer in der Wüste dazustehen.

Christian Wäfler, Ried b. Frutigen

Unsinnig

Die Temperaturerhöhung ist in der Schweiz besonders ausgeprägt: Rückgang der Gletscher, Regen statt Schnee. Trotz Krisenstimmung im alpinen Tourismus wird weiter das Motto «Immer mehr vom Immergleichen» propagiert. Dazu gehören die vielen Schneekanonen, die als Allheilmittel gegen die schneearmen Winter angepriesen werden. Im Wallis sind 72 von 130 Schneekanonen registriert. Mit ungeheurem Einsatz von Geld, Baumassnahmen, Energie und vor allem von Wasser und Zusätzen (Sonmax, neuerdings auch Kunstdünger) wird Schnee erzeugt, damit das «weisse Gold» ja nicht schmilzt. Der Traum von einer schönen Winterlandschaft wird zur Farce. Zurück bleiben abgeschliffene Pisten mit Keimen und Chemikalien, die den Boden noch mehr zerstören. Was darfs denn sein: Bergkäse mit oder ohne Kunstdünger?

Mich nimmt wunder: Gibt es nun jährlich solche Szenarien wie dieses Jahr in Adelboden und am Lauberhorn? Was sagen die Förster, der Landschaftsschutz, die Wildhüter? Alle politischen Parteien raufen sich die Haare, wer im Wahljahr stärker sein könnte, um Sitze zu gewinnen. Sie versprechen viel. Der Umweltschutz wird auch beschworen – doch gegen die unsinnige Beschneidung wagt sich kaum jemand zu äussern. Zeigt endlich mutige Lösungen, die für die Erhaltung unserer Alpen und Gletscher dringend notwendig sind! *Silvia Schläpfer, Bern*

Unbedacht

Zorn, Gericht, Strafe. Konsequenz der Verdrängung der Wahrheit. Klimawandel, exemplarisch: Unmengen von Erdöl aus dem Boden herausholen, zum Himmel emporschicken – und meinen, das komme gut heraus. Was wir aufgrund der Rechtfertigung nicht zu unserer Selbstrechtfertigung tun, dient der Bewahrung der Schöpfung.

Michael Vogt, Münchenbuchsee

Unerwähnt

Ist die von Professor Raguse vertretene Sichtweise vergleichbar mit derjenigen der Jünger Jesu? Die meinten auch, dass dieser nie getötet werden würde – wie geschockt waren sie dann! Sind wir blinde Blindenführer, wenn wir die Möglichkeit des Todes leugnen, nur weil wir die Auferstehung nicht erfassen können? Die grosse Hoffnung der frohen Botschaft könnte ja bezüglich der Erde auch darin zu finden sein, dass sie trotz ihrer Zerstörung (durch unsere Unweisheit und Sünden) Zukunft hat, weil auch ihre Auferstehung Teil des Planes Gottes ist. Vielleicht will uns die Offenbarung ja eine Sichtweise vermitteln, die jenseits von einschüchternden Weltuntergangsszenarien und der Verdrängung der prophezeiten Apokalypse liegt und die unendliche Grösse Gottes widerspiegelt.

Markus Gappmaier, Wiler

«saemann» 2/07: «Das jüngste Gerücht»

Ungenannt

Ich erlaube mir, Huldrych Barth-Abs Kirchgemeindepräsidententypologie noch einen weiteren Typ hinzuzufügen, da ich befürchte, dass dieser vom Autor auch in der erwähnten ausführlicheren Original-literatur vergessen worden sein könnte: den «flüchtigen» Typ – der ernüchterte Kirchgemeindepräsident, der bald einmal feststellt, dass der Pfarrer eh sein eigenes Ding dreht und sich schon gar nicht dreinreden lassen will. Der Kirchgemeindepräsident, der zur Einsicht kommt, dass der Pfarrer gar keinen Rat braucht – und der sich aus dieser Einsicht heraus wieder anderen Beschäftigungen zuwendet.

*Ueli mit de Glöggli a de Obre
(Name der Redaktion bekannt)*

«saemann» allgemein

Unverzagt

Die mutige und kritische evangelisch-reformierte Denkweise des «saemann» schätze ich schon lange. Das im Internet publizierte Leitbild entspricht ganz meiner Auffassung und deckt sich mit dem, was in den wertvollen Ausgaben immer wieder zum Ausdruck kommt.

Franz R. Schmid, Habstetten/Bolligen

Unbeirrt

Ein Kompliment der «saemann»-Redaktion für die stets ehrlichen, weltoffenen, kreativen und zum Nachdenken einladenden Beiträge. Der «saemann» unterscheidet sich geradezu wohltuend von vielen anderen, oft nur allzu «frommen» Zeitschriften: Er ist frei von Modeströmungen, aber stark und kraftvoll in der Aussage, getragen von einer gesunden und toleranten Geisteshaltung darüber, wie das Wort Gottes auch verstanden werden kann! – Machen Sie weiter so! Diese unbeirrte Haltung zu Glaubensfragen und zu vielen offenen Fragen unserer Zeit verdient volle Anerkennung und höchstes Lob, macht Hoffnung und spendet Zuversicht all jenen, denen der herrschende Zeitgeist der Gleichgültigkeit oder der unverhältnismässigen Reaktion darauf oft Mühe bereiten. *Werner Hurni, Aarberg*

Das jüngste Gerücht

Überleben im Amt (II)

Nachdem im letzten «saemann» Auszüge aus dem ersten Band des Ratgebers «Überleben im Amt. Eine Handreichung für Pfarrer» publiziert worden sind, drucken wir heute Passagen aus dem zweiten Band ab. Dieser widmet sich den vermeintlich kleinen Details des Pfarrersalltags – die aber oft über Erfolg und Nichterfolg entscheiden...

Standesgemässer Händedruck

Am Händedruck erkennen Gemeindeglieder, ob ihr Pfarrer selbstbewusst, unsicher oder gar schwächlich ist. Es empfiehlt sich daher bei jeder Begrüssung ein festes, entschlossenes Händeschütteln; dazu gehört ein fester Blick in die Augen. Die Hand des Gegenübers ist etwa drei Sekunden länger festzuhalten, als dies üblich ist, der Augenkontakt beizubehalten. Dies löst im Gemeindeglied, das die Hand längst zurückziehen möchte, ein angemessenes, ehrfürchtiges Gefühl aus. So wird ihm nonverbal kommuniziert, dass der Pfarrer eine feste Burg, ein sicherer Hafen ist, in dem man in den Stürmen des Lebens gestrotzt anlegen kann.

Entscheidungen beeinflussen

Es empfiehlt sich, als Pfarrer zwar penetrant von Basisdemokratie zu sprechen – gleichzeitig aber im Hintergrund alle Fäden selbst zu ziehen. Bei Diskussionen im Kirchgemeinderat, die zu wichtigen Entscheidungen führen, hat sich folgendes Verhalten bewährt: zuerst lange schweigen, zuhören, die Stim runzeln – und dann, gerade wenn der Präsident zur Abstimmung schreiten will, das Wort verlangen, erst eine Kunstpause einlegen, dann mit ernster Miene, sonorer Stimme und einem vermeintlich hoch theologischen Argument – das niemand nachvollziehen kann – seine Meinung verkünden. Der Kirchgemeinderat, stark verunsichert, wird im Sinne des Pfarrers abstimmen.

Pensionierungsvorbereitung

Die Pensionierung ist sorgfältig vorzubereiten. Zunächst ist im Ort, wo man in den vergangenen zwanzig Jahren als Pfarrer gewirkt hat, rechtzeitig ein Haus oder eine Wohnung zu erwerben, wohin man nach der Pensionierung umzieht. Damit ist sichergestellt, dass man in der Gemeinde bleiben und jenen Leuten nah sein kann, die einen kennen und seelsorgerlich brauchen. Weiter ist vor der Pensionierung dafür zu sorgen, dass beim Abgang genügend Leute im Kirchgemeinderat amten, über die man seinen Einfluss auch später noch geltend machen kann. Dies ist notwendig, damit die Errungenschaften der eigenen Wirksamkeit vom Nachfolger oder von der Nachfolgerin nicht unnötig gefährdet werden. *Huldrych Barth-Ab*

Bibliografische Angaben:

Selbsthilfegruppe Pfarrer helfen sich selbst (Hrsg): Überleben im Amt. Eine Handreichung für Pfarrer. Band 2: Hilfreiches Eigenverhalten des Pfarrers, Verlag wicked and mean, Bern 2007

In der satirischen Rubrik «Das jüngste Gerücht» offenbart ein Berner Pfarrer, wie es hinter Kanzeln, neben Pfarrhäusern und in Kirchgemeinderatssitzungen so zu und her gehen kann

Porträt von Annemarie Schürch

Krisenmanagerin in Kirchendiensten



Eigentlich wollte sich Annemarie Schürch nach ihrer Ausbildung zur Erwachsenenbildnerin HF erst mal eine Auszeit gönnen. Doch es kam anders: Die Ersigerin wurde letzten November als Krisenmanagerin in die Kirchgemeinde Zollikofen geholt.

Nach internen Konflikten ist in Zollikofen der gesamte Kirchgemeinderat zurückgetreten. Nun soll Annemarie Schürch im Auftrag der Regierungstatthalterin in den nächsten Monaten Lösungen erarbeiten und den Rat vertreten – so viel ist klar. Weniger klar sind aber das Arbeitspensum und das genaue Jobprofil der Krisenmanagerin. Beides muss sie sich erst noch suchen, Vorbilder gibt es nicht.

Was solls? «Ich habe meinen Auftrag, und ich arbeite» stellt die 48-Jährige ruhig fest. Als kirchliche Supernanny? Sie schüttelt schmunzelnd den Kopf – obwohl: Als Mutter einer sechsköpfigen Familie – ihre Söhne und Töchter sind zwischen 16- und

«Das meiste kommt mir ziemlich bekannt vor.»

Annemarie Schürch
Krisenmanagerin in der Kirchgemeinde
Zollikofen

25-jährig – habe sie sich im Laufe der Jahre wahrscheinlich schon einige Fähigkeiten angeeignet, die ihr nun zugute kämen: «Es kommt mir jedenfalls das meiste ziemlich bekannt vor.»

Keine Angst vor Konflikten

Selbstbewusst und klar kommen die Sätze, ruhig und überlegt will sie arbeiten, eins ums andere angehen. Annemarie Schürch umschreibt, was es ihrer Meinung nach braucht, um den ungewöhnlichen Auftrag zu einem guten Ende zu führen: «Ich musste mir zuerst einmal einen Überblick verschaffen und dann Prioritäten setzen.»

Ein halbes Jahr sei zwar kurz, und es werde sicher Durststrecken geben, aber das kenne sie: «Auch in einer Familie geht es manchmal drunter und drüber, und dann – plötzlich – kehrt wieder Ruhe ein. Das gehört zum Leben.» Genauso wie Konflikte.

Was steht denn bei ihrer Arbeit in Zollikofen im Vordergrund? Es gehe darum, dass die Kirchgemeinde wieder einen Rat bekomme und selbst über ihr Gemeindeleben bestimmen könne, sagt Annemarie Schürch. Das tönt zwar simpel, ist aber nicht einfach – trotzdem ist die Familienfrau aus Ersigen überzeugt, dass sie KandidatInnen für den Kirchgemeinderat finden wird. Sie will breit suchen, «auch ausserhalb der eigenen Reihen». Und dann erzählt sie, wie sie selbst vor vierzehn Jahren zu ihrem Mandat gekommen ist: Als Familienfrau mit Katechetinnenausbildung wurde sie in Kirchberg zuerst in die Unterrichtskommission, später in den Kirchgemeinderat und schliesslich zu dessen Präsidentin gewählt. Sie hat zugepackt und es nie bereut. Unumwunden erzählt sie, wie sie Freude am Führen und Entscheiden gewonnen habe.

«Mache es gerne»

Aus diesem Grund begann sie vor drei Jahren eine Ausbildung als Erwachsenenbildnerin. Und nun also kam, noch kurz vor der Diplomierung, eine ganz neue Herausforderung auf sie zu. Gesucht habe sie die Aufgabe nicht, betont sie nochmals, «aber ich mache es gerne, und ich könnte mir vorstellen, künftig in ähnlichen Bereichen weiter tätig zu sein». Als vollamtliche Krisenmanagerin in Kirchgemeinden? So konkret möchte sich Annemarie Schürch im Moment nicht festlegen. Und überhaupt, vielleicht nimmt sie nach dem Auftrag in Zollikofen dann erst einmal die längst geplante Auszeit. Spass hat sie nämlich nicht nur am Lösen von Konflikten und am Organisieren von Systemen, Freude hat sie auch an Gesprächen in ihrer grossen Familie, zu der momentan auch noch ein Austauschschüler aus Venezuela gehört. «Und dann», besinnt sie sich, «bin ich auch noch gerne draussen und habe einen Garten, den ich eigentlich schon lange umgestalten möchte.»

Rita Jost

Kommentar

Dipl. KirchenmanagerIn?

Die Kirchgemeinde Zollikofen macht Schlagzeilen, aber stolz darauf ist niemand: Der gesamte Kirchgemeinderat ist zurückgetreten, auch der Verwalter hat gekündigt. «Wenn die Schäflein zanken statt beten», höhnte die «Berner Zeitung». Erstaunt nahm die Öffentlichkeit zur Kenntnis, dass sich da ein Gremium – ein kirchliches obendrein! – derart zerstritten hatte, dass eine Krisenmanagerin eingesetzt werden musste. Wer weiss, wie eine Kirchgemeinde funktioniert, wundert sich kaum: Das nebenamtliche Führen einer Kirchgemeinde, das Management verschiedenster ArbeitnehmerInnen mit unterschiedlichsten Pensen, von Festangestellten und Freiwilligen, Laien und Amtspersonen, kann ein ziemliches Minenfeld sein. In einer schnell gewachsenen, heterogenen Agglomerationsgemeinde erst recht. Da sind Fachwissen und Engagement gefragt. Organisationstalent und Zeit. Die Gabe, zu vermitteln und zu kommunizieren und die verschiedenen Zuständigkeiten auseinanderzuhalten. Ein Kirchgemeinderatsmandat ist längst kein gemütliches Alterspöschtle mehr. Lorbeeren holt man sich da kaum, und dicke Sitzungshonorare schon gar nicht. Soll sich die Kirche vom Milizsystem verabschieden und KirchenmanagerInnen einsetzen? Es gibt Stimmen, die das fordern, und sicher wären derartige Profis einfacher zu finden als idealistische Freiwillige. Nur: Ist das wirklich die Zukunft der demokratisch organisierten reformierten Kirche? Oder eher eine Bankrotterklärung? *Rita Jost*

Profis an die Schaltstellen?

Eine Kirchgemeinde zu leiten, ist kein Sonntagsspaziergang. Soll diese Arbeit künftig Profis anvertraut werden? Oder ist das Milizsystem die einzig gangbare Lösung? Diskutieren Sie mit!
www.saemann.ch

Kirchenlatein

Lammfromm

Warum tituliert man Kirchenmitglieder oft als Schäfchen? Das ist doch abschätzig. Ich habe in der Kirche noch nie ein Schaf angetroffen! *M. C. in L.*

Sachte, lieber M. in L.: vielleicht nicht in der Kirche, aber in der Bibel! Dort nämlich läufst du Gefahr, allenthalben über Wolltiere zu stolpern. Da klagt der Psalmist: «Ich bin verirrt wie ein verlorenes Schaf» (Psalm 119, 176). Da träumt ein Prophet vom Friedensreich auf Erden, wo der «Wolf beim Lamm» wohnt (Jesaja 11, 6). Und da sieht der Verliebte die Zähne seiner Geliebten als «Herde frisch geschorener Schafe, die aus der Schwemme steigen» (Hohelied 4, 2).

Warum diese Schafflut? Weil Krethi und Plethi im kargen jüdischen Bergland am Rande der Wüste wusste, was eine Schafherde ist. Das furcht- und folgsame Herdentier bot sich geradezu an, Irrungen, Wirrungen und Errettungen des Volkes Israel in dramatischen Bildern zu malen. Darum, lieber M.: Zähneknirschend musst du wohl zugeben, dass in der Rede vom Kirchenmitglied als Schaf durchaus eine gewisse Bibelkenntnis mitschwingt – wenn auch keine lammfromme.

Klar, hätte Jesus statt am See Genezareth zu den Juden am Titicacasee zu den Inkas gepredigt, dann hätten wir heute in der Bibel kein Gleichnis «vom verlorenen Schaf» (Lukas 15, 3) – dafür eines «Vom verlorenen Lama». Aber wer möchte schon ein Lama sein?

Dann doch lieber ein Lamm. Aber aufgepasst: Die süssen Wollknäuel sind in der Bibel die Opfertiere par excellence: Da werden nebst 700 Rindern auch mal 7000 Schafe geschlachtet – als Dank für eine gewonnene Schlacht (2 Chr. 15, 11). Oder sagen wirs ungeschminkt: als rituelle Reinigung für das Blut, das an den Händen der Sieger haftet. Und da wird ein Rebell ans Kreuz genagelt, Jesus von Nazareth, dessen qualvolles Sterben die Überlebenden später als Opfertod des Agnus Dei (lat. Lamm Gottes) deuten, «das die Sünde der Welt hinwegnimmt» (Joh. 1, 29): die christliche Variante der Geschichte vom Pessach-Lamm, dessen Blut in der Nacht des Auszugs aus Ägypten an den Türpfosten der Israeliten klebt – zum Schutz vor dem Todesengel.

Nur: Gefragt werden sie eben nie – nicht vor und nicht nach der Schlacht(ung), die Schaf- und die Menschenopfer. Du siehst also, lieber M., die Sache mit den Kirchenschäfchen, den sanften, geduldigen, unschuldigen, ist vertrackt. Hab Dank für deine Frage!

Samuel Geiser

In der Rubrik «Kirchenlatein» beantwortet der «saemann» hochgeistige und tief sinnige Fragen von A wie Adamsapfel über M wie Missionsbasar bis Z wie Zungenreden

Vorschau

«saemann» im April

Sind die Kirchen leer? (Schau mal nach!)

Erhebung des Gottesdienstbesuchs an einem gewöhnlichen Märzsonntag. Und eine 24-Stunden-Reportage aus einer Kirchgemeinde in der Agglomeration Bern.

Würdigung

Zum Tod von Franz Baumann

Ende Januar ist Franz Baumann im 84. Lebensjahr gestorben. Baumann war nicht nur erster Zentralsekretär von «Brot für Brüder», er war von 1965 bis 1971 auch Chefredaktor des «saemann». Einer, der anekkte – etwa im Sommer 1968, nachdem Beiträge zum Reizthema Militär publiziert worden waren. Nachfolgend – in Erinnerung und Ehrung des Verstorbenen – Auszüge aus einer Stellungnahme Baumanns vom Oktober 1968.

«Der «Sämänn» ist zu einem bernischen Politikum geworden. Anlass dazu gaben ein Kommentar zur Vietcongflagge auf dem Berner Münster, eine Äusserung zu einem Dokument der Schweizerischen Offiziersgesellschaft, das sich mit der geistigen Landesverteidigung befasst, und das Bild eines Soldaten im Nahkampf. Alles in allem: nicht unbedingt wohltemperiert, polemisch, etwas hämisch vielleicht; ganz sicher aber einseitig, will heissen: von einer anderen Seite gesehen.

Und diese andere Seite hat Leserbriefe provoziert. Es hagelte Anwürfe, Unterschiebungen, Diffamierung. «Linksdrall» hiess es, «Nonkonformismus», «Marxismus-Leninismus» und anderes mehr. Schon lange merke man, dass die Redaktion des «Sämänn» kommunistisch unterwandert sei. Einer verlangte kurzerhand den Rücktritt der Redaktion.

Die Diskussion war berechtigt. Wir haben uns gefreut, dass in unserem Lande noch die Möglichkeit besteht, irgend einen, selbst eine ganze Redaktion ungeschoren mit derart gravierenden Anschriften zu versehen. Das ist ein Zeichen einer Freiheit, die wir nicht für wert genug halten können.

Für den Himmel ist gesorgt

Von ihr Gebrauch zu machen, erfordert allerdings Verantwortung. Denn irgendwie dahergeschwätzt, könnte derartige üble Nachrede auch zu Missbrauch, Missmut, Missverständnissen führen. Zu einer Etikettierung, die den Betroffenen verdächtig, unmöglich, fertig macht. Umso mehr, als die verwendeten Begriffe für uns nicht nur Schablonen gedankenloser Treppenhäuser sind, sondern Worte, die eine Denkart und Lebensgestalt beinhalten, zu der wir Nein sagen. Meinte man wirklich, wir wüssten nicht, dass man sich der Dankbarkeit für die Freiheit unseres Landes nicht zu schämen braucht? Glaubt man wirklich, wir erachteten es nicht als



Franz Baumann (1923–2007)

ein Vorrecht, in einem nichtkommunistischen Staate leben zu dürfen? Oder sollte die «Sämänn»-Redaktion zur Standortbestimmung provoziert werden?

Nun denn: Wir sind überzeugt, dass Christen sich nicht mit dem Himmel, sondern mit der Erde und ihren politischen, sozialen und wirtschaftlichen Fragen zu befassen haben, weil das Jesuswort vom Trachten nach dem Reiche Gottes gerade von diesem Begriff her die Gestaltung irdischer Gerechtigkeit in sich schliesst. Für den Himmel ist gesorgt. Von Gott.

Sofern das Wort vom «Salz der Erde» keine fromme Phrase bleiben soll, sind wir der Ansicht, dass auch das Presseorgan einer Kirche gewürzt und darum beunruhigende, nicht gleichgeschaltete und darum nach allen Seiten offene, fragende und damit auch aller Selbstzufriedenheit zuwiderlaufende Stimmen enthalten soll, es sei denn, man sehe in einem kirchlichen Monatsblatt lediglich das erbauliche Organ für friedliche Feierabende und harmloses Sonntagschristentum.

Wir sind uns bewusst, dass eine solche Sicht nicht unbedingt der landläufigen Vorstellung von Kirche entspricht. Unseren Auftrag verstehen wir aber nicht dahin, unsere Leser einzuschläfern, sondern zu wecken. Sturheit und Stumpfheit, Konformismus und Konservatismus und das gleichförmige Deklamieren ewiggestriger Gedankenklüppel kann nur verlangen, wer seiner zu sicher und darum wohl unsicher ist – kirchlich und politisch. Wir meinen, die biblische Botschaft nötige uns, unsere Lebensordnungen und Denksysteme kritisch anzuschauen. Sie bezeugt, dass Gott mit den Menschen unterwegs ist. Im Unterschied zu den Götzen lässt er sich nicht an einem Standort fixieren. Revolutionäres Umdenken, Überprüfen der eigenen Grundeinstellung sind ursprüngliche Anliegen des Evangeliums.»

aus: «Sämänn» 10/68 (leicht gekürzt)

«Brot für alle»-Kampagne 2007

Arbeit muss menschenwürdig sein

Verpackt wie Barbiepuppen, beschriftet mit «Billigstarbeiterin», «Kinderarbeiter» oder «Arbeitsklave»: Mit diesen Plakatsujets macht «Brot für alle» auf die Kampagne 2007 aufmerksam. Im Zentrum stehen Ausgebeutete. Auch solche in der Computerbranche.

Würdige Arbeitsverhältnisse sind für Millionen von Menschen auf der ganzen Welt alles andere als selbstverständlich. «Brot für alle», «Fastenopfer» und «Partner sein» machen das sichtbar und fühlbar – mit Geschichten aus der Arbeitswelt. Zum Beispiel mit jener von Lie Mei, einer Arbeiterin in einer südchinesischen Computefabrik. Ihr Schicksal wird erzählt in der Agenda 2007, die in diesen Tagen gratis in alle Haushalte verschickt wird und vom ersten Fastensonntag bis Ostern Menschen in der Schweiz sensibilisieren soll.

H, G, T, Z, U, V, B und N

Lie Mei ist als Tochter eines Bauern in Südchina aufgewachsen. Weil ihre Eltern die Schule nicht mehr bezahlen konnten, verliess sie mit sechzehn Jahren ihr Dorf und suchte Arbeit bei einem Computerehersteller in der nahen Stadt. Heute montiert sie für diese Firma Computertastaturen. Ihre Aufgabe ist es, jeweils acht Buchstaben – H, G, T, Z, U, V, B und N – zu montieren. Ihre Vorgabe lautet: 6000 Tastaturen pro Tag. Lie Mei schafft das unterdessen. Allerdings meint sie: «Dazu muss man extrem schnell arbeiten – die neuen Arbeiterinnen haben da Mühe zu folgen.» Lie Mei verdient pro Stunde 3,1 Yen, das sind 50 Rappen. Für den Lebensunterhalt würde dies nicht reichen. Die Arbeiterin ist deshalb auf Überstunden angewiesen. Lie

Mei arbeitet nicht selten elf Stunden pro Tag und dies 28 Tage lang in Folge. Wenn sie gefragt wird, was sie an ihrer Situation ändern möchte, erwähnt sie jedoch nicht das Arbeitspensum, sondern die Verpflegung: «Sie ist scheusslich, manchmal ist das Fleisch verdorben, und ich esse den ganzen Tag nichts.» Sie trinke dann nur Wasser. Sie habe sich zwar bei der Direktion beschwert, aber bis jetzt gebe es noch keine Verbesserung.

Lie Mei hat viele Leidensgenossinnen: in Taiwan, auf den Philippinen, in Peru. Aber auch in der reichen Schweiz arbeitet Hotel- oder Hauspersonal nicht selten unter demütigenden Bedingungen.

«Wo Menschenwürde berührt ist, zählen keine wirtschaftlichen Argumente»: Diesen Satz des ehemaligen Deutschen Bundespräsidenten Johannes Rau stellt «Brot für alle» an den Anfang seiner Kalendertexte. Und was kann der oder die einzelne gerecht Entlohnte in der Schweiz tun, damit auf dem globalen Arbeitsmarkt Menschenwürde mehr Gewicht erhält als wirtschaftliche Argumente? Sich engagieren, die Hilfswerke unterstützen und Firmen bevorzugen, die internationale Kontrollen in ihren Produktionsstätten zulassen, rät Switcher-Chef Robin Cornelius. Das wirkt tatsächlich, sogar in China, bestätigt Stephan Rothlin, der in Peking Wirtschaftsethik unterrichtet. *rj*

Kampagne 2007

Kinderarbeiter, Billigstarbeiterin, Arbeitsklave: Weltweit werden tagtäglich Tausende von Menschen bei der Arbeit ausgebeutet, versklavt, ihrer Rechte beraubt. Gegen diesen Missstand wendet sich die ökumenische Kampagne von Brot für alle (evang.), Fastenopfer (röm.-kath.) und Partner sein (christkath.), die vom 25. Februar bis Ostern (8. April) stattfindet. Nebst zahlreichen lokalen Veranstaltungen in den Kirchgemeinden werden am 24. März schweizweit 100 000 Max-Havelaar-Rosen «gegen Ausbeutung» verkauft, zudem kann während der Aktionszeit jeden Tag ein sinniger Spruch auf Handy abonniert werden: Einfach SMS an Nummer 977 Text: start sms07 (Fr. 9.–). Infos: www.oekumenischekampagne.ch

BROT FÜR ALLE
für eine gerechtere Welt



Weltgebetstag (2. März)

Paraguay und der Poncho Gottes

In über 170 Ländern wird am 2. März der Weltgebetstag gefeiert: diesmal nach einer Liturgie, die Frauen aus Paraguay verfasst haben – Drei Fragen an Lisbeth Rieger, Paraguaykennerin und Pfarrerin in Bern.

Lisbeth Rieger, was wollen die Verfasserinnen mit ihrer Liturgie «Vereint unter Gottes Zelt» sagen?

Alle Völker rund um den Erdball finden «unter Gottes Zelt» Geborgenheit und Schutz. Für sich haben die Frauen aus Paraguay das Motto übrigens leicht abgewandelt: «Unidas bajo el manto de dios», vereint unter Gottes Mantel. . . Wer einmal in Südamerika gelebt hat, wo es morgens und abends sehr kalt sein kann, weiss, was ein Mantel, ein Poncho, wert ist . . .

Apropos Sprache: Die Menschen in Paraguay sprechen ja als einzige Südamerikaner nicht Spanisch oder Portugiesisch...

. . . sondern Guarani. Ja, das ist etwas ganz Besonderes. Guarani ist die Sprache der Urbevölkerung, die nach wie vor von der Mehrheit der Bevölkerung gesprochen wird. Während der Militärdiktatur war Guarani offiziell verboten, aber es hat überlebt und ist seit 1992 als zweite offizielle Landessprache anerkannt. Spanisch ist heute die Sprache der Herren, der Gerichte, der Politik – aber gebetet, gesungen, geklagt und gefreut wird in Guarani.

Welche Rolle spielt die Kirche in Paraguay?

Das ungelöste Problem ist nach wie vor die ungleiche Landverteilung: Achtzig Prozent des nutzbaren Bodens gehören noch heute einem Prozent der Bevölkerung, vor allem Grossgrundbesitzern und multinationalen Firmen. Daneben gibt es unter den 6,5 Millionen ParaguayanerInnen 300 000 landlose Kleinbauern. Die Kirchen unterstützen die christlichen Basisgemeinden, welche sich für die Rechte der Landlosen einsetzen. Zum Teil ist das Land den Leuten zwar zugesprochen – jedenfalls auf dem Papier –, aber die junge Demokratie hat sich noch nicht durchgesetzt. Genossenschaften, Frauenorganisationen und Vereinigungen von Landlosen fordern gegenüber multinationalen Agrarkonzernen ihre Rechte ein. Mit Hilfe und Unterstützung auch der Kirchen und Hilfsorganisationen. *rj*

Lisbeth Rieger-Schrepfer

ist Pfarrerin an der Pauluskirche in Bern. Sie hat in den Siebzigern in Paraguay gelebt und zweimal dort Studienurlaub gemacht

Berner Jura

Köfferlipfarrer gesucht

Die vier deutschsprachigen Kirchgemeinden im Berner Jura fusionieren – um den Mitglieder-schwund aufzufangen.

Als junger Mann zog er von Trubschachen nach Cortébert, wurde Käser, heiratete und liess sich im St.-Immer-Tal nieder: Franz Rentsch, Sprecher der deutschsprachigen Reformierten im Berner Jura – einer von Tausenden, die auf diesem innerbernerischen Migrationspfad gewandelt sind, zusammen mit Bauern, Uhrmacherinnen oder Au-Pairs. Und wie viele andere auch schloss sich Rentsch einer deutschsprachigen Kirchgemeinde an, «weil man als Deutschschweizer im Jura gerne hie und da eine Dialektpredigt hört».

Ihre Blütezeit hatten die deutschsprachigen Reformierten um 1900, parallel zum Boom in der Uhrenindustrie. Bis 1996 verfügten die Kirchgemeinden in Moutier, Tavannes, St.-Imier und Corgé-mont über vier Vollzeitpfarrstellen – heute sind es noch zweieinhalb. Und ab 2008 will der Kanton Bern aufgrund der SAR-Sparmassnahmen nur noch eine Vollzeit-Pfarrperson finanzieren. «Zwar ist das Seelsorgegebiet zwischen La Ferrière, Orvin und Seehof nicht geschrumpft – wohl aber die Zahl der deutschsprachigen Reformierten», so Franz Rentsch.

Bärdütsch und Bilinguisme

«Rund 1500 sind wir heute noch. Ums Aussterben ist uns zwar noch lange nicht, doch Abschied nehmen müssen wir von lieb gewonnenen Strukturen», sagt Franz Rentsch. Anfang Februar haben die vier deutschsprachigen Kirchgemeinden fusioniert und einen gemeinsamen Verband gegründet. Lucien Boder, neuer jurassischer Synodalrat der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn, freut sich: «Damit haben die deutschsprachigen Reformierten eine klare Rechtsgrundlage und die französischen Kirchgemeinden einen einzigen Ansprechpartner.»

Der Goodwill der welschen Glaubensgeschwister ist zentral, denn diese finanzieren auch die Kirchgemeindeaktivitäten der deutschsprachigen. Und gegenseitig stellt man sich Kirchen, Kapellen und Kirchgemeindehäuser gratis zur Verfügung. «Im Bilinguisme liegt unsere Zukunft», sagt Franz Rentsch. Ab 2008 gehen die deutschsprachigen Kinder auch in den französischen KUV-Unterricht.

«Köfferlipfarrer»

Doch die Deutschschweizer im Berner Jura sollen weiterhin an einem deutschsprachigen Kirchgemeinleben partizipieren können: an Gottesdiensten (wenn auch in stark reduzierter Zahl), an Taufen, Hochzeiten, Beerdigungen, Altersnachmittagen, Kaffeechränzli oder beim Jass.

Die Anforderungen an die Pfarrperson, die künftig die deutschsprachigen Reformierten zwischen St.-Imier und Moutier sozusagen als «KöfferlipfarrerIn» betreuen wird, sind hoch, gibt Franz Rentsch zu: «Sie muss berndeutsch predigen und bilingue auftreten – und ganz sicher gut delegieren können.»

Samuel Geiser

Interview mit Charles Lewinsky

Ein Nachruf auf den jüdischen Witz

Erfolgsautor Charles Lewinsky zu den Gründen, weshalb es den typisch jüdischen Humor nicht mehr gibt.

Herr Lewinsky, Sie haben kürzlich in Bern über den jüdischen Witz referiert. Der Untertitel Ihres Vortrags lautete: «Aus der Zeit, als die Juden noch Humor hatten». – Haben die Juden heute keinen mehr?

Den typischen jüdischen Witz, von dem in so vielen Büchern zu lesen ist und der sich so gut verkauft, gibt es schon lange nicht mehr. Denn die Welt, aus der diese Witze gewachsen sind, ist verschwunden.

Wie meinen Sie das?

Humor entsteht immer dann, wenn sich eine Situation verändert. In ganz stabilen Gesellschaften entsteht kein Humor. Die Zeit des jüdischen Witzes war eine Zeit der jüdischen Emanzipation – aus der Ghetto-Ecke hinein in die Gesellschaft – und zugleich eine Zeit des Umbruchs innerhalb der Religionen: weg von der reinen Orthodoxie, hin zur Entstehung des Chassidismus, zur Entstehung von sehr weltlich eingestellten Gruppierungen innerhalb des Judentums. Aus diesem doppelten Umbruch entstand ein ganz bestimmter Humor – den man aber nicht als typisch jüdisch bezeichnen kann. Es gibt vielleicht typisch jüdische Themen, aber Humor einer Gruppe zuzuschreiben, ist so sinnlos, wie einer Gruppe irgendeine andere Eigenart nachzuschreiben.

Aber es gibt doch typisch jüdische Witze?

Erzählen Sie mir einen.

Ein junger Jude steht als Angeklagter vor dem Rabbi. Er kann es nicht lassen: Wo immer er Schweinespeck sieht, beisst er hinein, und er küsst jedes Christenmädlein, das ihm über den

Freikirchen Staatliche Anerkennung?

Sieben bernische Freikirchen* haben ein Gesuch um öffentlich-rechtliche Anerkennung gestellt. Gemäss Verfassung sind die evangelisch-reformierte, die römisch- und die christkatholische Landeskirche anerkannt. Zusätzlich auch die Jüdischen Gemeinden. Es gebe keinen Präzedenzfall in einem andern Kanton für die Anerkennung von Freikirchen, erklärt Hansruedi Spichiger, Beauftragter für kirchliche Angelegenheiten bei der Justiz-, Gemeinde- und Kirchendirektion. Trete die Regierung auf das Gesuch ein, müssten in einem Gesetz zunächst die Rechte und Pflichten definiert werden. In diesem Fall würde sich auch die Frage der Anerkennung nicht-christlicher Gemeinschaften stellen, etwa der Muslime, so Spichiger. *pd/sae*

* Bewegung plus, Bund Evangelischer Täufergemeinden, Bund Freier Evangelischer Gemeinden (FEG), Bund Schweizer Baptistengemeinden, Evangelisches Gemeinschaftswerk (EGW), Freie Charismatische Gemeinden, Pfingstmission



«Den typisch jüdischen Witz gibts nicht mehr»: Charles Lewinsky, Autor

Weg läuft. «Ich bin nebbich meschugge, Rabbi», klagt der Jüngling. Darauf der Rabbi: «Wenn du das Schweinefleisch küssen und die Mädlein beissen würdest, dann wärst du meschugge!»

Das ist ein typisch goijischer Witz, ein nichtjüdischer also. Ich würde fast wetten, dass er auch gar nicht aus der Kultursphäre der Juden stammt. Bauen Sie den Witz ein bisschen um, und dann ist es zum Beispiel ein typisch katholischer Witz: «Ein junger Mann geht zum Beichten und sagt: Leider habe ich am Freitag immer so wahnsinnig Lust auf Fleisch...»

Darf man über alles Witze machen?

Auch – wie Dani Levy im Film «Mein Führer» – über Hitler?

Einen Witz über Hitler zu machen, ist das Einfachste der Welt. Wer sollte Ihnen denn böse sein? Ein paar Neonazis vielleicht. Aber die sind so damit beschäftigt, sich ihre Köpfe kahl zu rasieren, dass sie nicht

Gotthelf-Ausgabe ... in 67 Bänden!

Das Werk des Berner Pfarrers und Dichters Jeremias Gotthelf soll bewahrt und zeitgemäss präsentiert werden: Das ist das Ziel der neu gegründeten Jeremias-Gotthelf-Stiftung, für die der Grosse Rat 2005 rund 6,5 Millionen Franken gesprochen hat. Die Stiftung unterstützt die Historisch-Kritische Gesamtausgabe der Gotthelf-Werke (HKG): Das gegenwärtig grösste Editionsprojekt der deutschen Literatur wird am Institut für Germanistik der Universität Bern erarbeitet und vom Schweizerischen Nationalfonds mitgetragen. Ab Frühjahr 2008 sollen innerhalb von dreissig Jahren die Romane und Erzählungen sowie Gotthelfs vielfältige publizistischen Beiträge und Korrespondenzen publiziert werden – in 67 Bänden.

Die Stiftung will zudem im Pfarrhaus Lützelflüh ein Gotthelf-Zentrum errichten. Dieses wird Leben und Werk von Jeremias Gotthelf an Ort und Stelle seines Wirkens dokumentieren und pflegen. *pd/sae*

dazu kommen, ins Kino zu gehen. Das ist die harmloseste Form von Humor. Darüber dürfen alle Witze machen.

Macht es nicht einen Unterschied, wer darüber Witze macht?

Nein! Es ist nicht so, dass Dani Levy, weil er beschnitten ist, ein Vorrecht darauf hat, Witze über Hitler zu machen, und die anderen dürfen nicht. Das ist schon wieder diese Form der Ausgrenzung. Es ist grauhaft. In letzter Zeit reagiere ich immer empfindlicher, wenn jemand sagt: Sie haben so einen wunderschönen jüdischen Humor. Ich glaube, ich muss mal ein antisemitisches Buch schreiben... *Interview: Katharina Altas*

Radiotipp

Gespräch mit Charles Lewinsky • 18. März, in der Sendung «hormal chrüz u quer» auf Radio RaBe (95,6 Mhz) Die Sendung kann als CD bestellt werden: Tel. 031 351 62 82 oder info@hoermal.ch

swissegliše Zum Zweiten

Letztes Jahr strömten rund 7000 BesucherInnen nach Weinfelden zur ersten Schweizer Kirchenmesse swissegliše. Grund genug für die Veranstalter, dieses Jahr vom 9. bis 11. März eine Zweitaufgabe zu wagen. Auf dem Messengelände werden über hundert Aussteller ihr Angebot anpreisen: christliche Organisationen, Bildungsinstitute, Ferienhäuser, Hilfswerke, Medien, Orgelbauer. Ausserdem werden Dienstleistungen für Kirchgemeinden wie EDV-Lösungen, Webdienste oder Angebote rund um die Gebäude- oder Personalverwaltung präsentiert. Zur swissegliše gehören auch ein Begleitprogramm mit Workshops und Vorträgen zu Themen wie Christsein in Wirtschaft und Alltag, Verkündigung, Seelsorge, Bildung und Psychologie sowie eine sozial-ethische Impulstagung. Kultureller Höhepunkt ist der Gospel Contest, an dem eine Jury um Bo Katzmann den Schweizer Gospelchor des Jahres kürt. *pd/sae*

www.swissegliše.ch

Kurznews

Euro 08 Stille Orte für Fans

Die reformierte, die römisch-katholische und die christkatholische Landeskirche wollen an der Fussball-Europameisterschaft im Juni 2008 gemeinsam auftreten. Geplant ist «ein Ort der Stille und Begegnung» für Fans. Man werde Gastfreundschaft zeigen und einen Beitrag zur Verständigung leisten, erklärte Christoph Sigrist, Pfarrer am Zürcher Grossmünster. Anders als die Freikirchen wollen die Landeskirchen aber keine Spiele in kirchlichen Räumen übertragen. *rma/sae*

Pfarrhäuser 18 sind verkauft

Der Kanton Bern hat den örtlichen Kirchgemeinden insgesamt 104 Pfarrhäuser zum Kauf angeboten. Bis Ende letzten Jahres wurden achtzehn Verkäufe beurkundet. Von weiteren vier Kirchgemeinden liegt eine Kaufzusage vor, sechs haben zumindest Interesse angemeldet, 28 haben eine Verlängerung der Bedenkzeit verlangt, und 48 Kirchgemeinden haben sich gegen einen Kauf entschieden. *pd/sae*

Bibel in gerechter Sprache 50 000 Stück sind verkauft

Seit dem Erscheinen im vergangenen Oktober sind bis heute bereits 50 000 Exemplare der «Bibel in gerechter Sprache» verkauft worden. Jetzt ist die dritte Auflage im Buchhandel: Bereits am Tag der Auslieferung wurden 10 000 Exemplare abgesetzt. Die Übersetzung der «Bibel in gerechter Sprache» beruht auf Erkenntnissen der feministischen Theologie und des christlich-jüdischen Dialogs. Kritiker monieren, die Neuübersetzung werde dem Urtext nicht gerecht. *pd*

Integrationspreis Für Projekt G2

Der Integrationspreis der Fachstelle Migration der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn geht heuer an das Projekt G2 der Kirchgemeinde Thun-Strättlingen. G2 ist ein Mentoringprojekt für Jugendliche auf Lehrstellensuche, denen es an Unterstützung und Information fehlt. Die Jugendlichen werden von MentorInnen – freiwilligen MitarbeiterInnen – im Berufswahlprozess begleitet. Die Erwachsenen und Jugendlichen schliessen sich zu sogenannten Tandems zusammen. G2 richtet sich an Jugendliche mit und ohne Schweizer Wurzeln, verbinde Generationen und sei gut vernetzt mit Schulen und Behörden, Parteien und Wirtschaft, wird in der Laudatio hervorgehoben. *pd/sae*

Reformierter Weltbund Trauer um Opocensky

Der frühere Generalsekretär des Reformierten Weltbunds (RWB), Pfarrer Milan Opocensky, ist im Alter von 76 Jahren in Prag gestorben. Er amtierte von 1989 bis 2000 als Oberhaupt der Reformierten. Milan Opocensky war Pfarrer der Evangelischen Kirche der Tschechischen Brüder. 1973 wurde er Professor für Sozialethik an der Comenius-Fakultät für Protestantische Theologie in Prag. *rma/sae*

RADIOTIPPS

Einblick in die Kinderseele

Das Wissen um die Bedürfnisse von Kindern ist heute grösser denn je. Dennoch sind Erziehung und Bildung nicht einfacher geworden. Wer hier mehr als Rezepte sucht, kann von individualpsychologisch orientierten Elternkursen profitieren. Sie gehen zurück auf den Psychologen Alfred Adler, einen frühen Mitarbeiter Sigmund Freuds. Adler gelang um 1920 ein Brückenschlag zwischen Tiefenpsychologie und Pädagogik

• 3. März, 8.30, SWR 2

Seelsorge am Ende

Wenn die Zeit knapp wird, verändert sich bei vielen der Blick auf das, was nach dem Tod noch kommen könnte. Wenn das Lebensende nah ist, drängt sich das Bilanzieren auf. Vergebung und Versöhnung sind dabei zentral. Was darf man hoffen, wenn einem die Stunde schlägt? Und was ist mit Gott, wenn das Irdische entschwindet. Wie kann Seelsorge helfen, wenn der grosse Abschied ansteht? Die Sendung begleitet einen Seelsorger im Sterbehospiz bei seiner ganz alltäglichen Arbeit.

• 4. März, 8.30, DRS 2

«Befiehl du deine Wege»

Er ist der wichtigste protestantische Liederdichter nach Martin Luther und der bedeutendste Dichter des Barock: Paul Gerhardt, geboren am 12. März 1607 in Sachsen. Sein Leben und Werk waren geprägt von den Auswirkungen des Dreissigjährigen Kriegs und von persönlichen Schicksalsschlägen. Paul Gerhardts Lieder sind Trostlieder, getragen von einem tiefen Gottvertrauen. Eine Sendung zu seinem 400. Geburtstag

• 11. März, 8.30, DRS 2

Täuferjahr 2007

Die Geschichte der Täufer im Berner Oberland

- 13. März, 20.00, Radio BeO

Die Initianten stellen die geplanten Anlässe vor

- 20. März, 20.00, Radio BeO

Agenda

Gottesdienste

Hörbehinderten-Gottesdienste

- 2. März, 18.00, Weltgebetstag im Münster
- 11. März, 14.00, Schlosskapelle Interlaken
- 25. März, 10.00, Antonierkirche, Bern

AbendKirche

«Du hast mich in den Staub geworfen!»: Passionsgottesdienst mit Tanz, Musik und Worten; mit Pfr. Bruno Bader; Evelyne Gulgol, Tänzerin; Jürg Brunner, Orgel

- 11. März, 17.00, Heiliggeistkirche Bern

Taizé Abendgebete

Stille – meditative Gesänge – Bibelworte

- 4. März, 20.00, Kirche Nydegg, Bern
- 11. März, 20.00, Kirche Reichenbach i. K.

Handauflegen

Stärkung an Körper und Seele suchen

- 4. März, 19.30, Segnungsgottesdienst
 - 18. März, zwischen 16.00 und 19.00 Kirche Thun-Allmendingen
- Info: 033 251 02 90 (Pfr. Jan Veenhof)

Veranstaltungen, Tagungen

Peinture pour la paix au Liban

Eine Verkaufsausstellung zeitgenössischer KünstlerInnen in der Französischen Kirche Bern. Der Erlös ist für die Wiedereinrichtung einer Schule in Libanon bestimmt.

- 24. Februar (Vernissage: 18.00)–17. März. Öffnungszeiten: Sonntag (11–12.30) sowie am Mittwoch- und Samstagnachmittag

Mahnwache in Bern

Für gerechten Frieden in Israel/Palästina

- 9. März, 12.30, Heiliggeistkirche Bern

Jüdisches Wissen

Vorträge über «Eigentümlichkeiten jüdischen Denkens» – im Vortragssaal der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern (Beginn jeweils 19.00, Eintritt Fr. 10.–)

- 5. März: «Die jüdische Vision der Auferstehung anhand des Propheten Ezechiel 37 – Parabel oder Wahrheit?»; mit Rabbiner Toiva Ben-Chorin
- 12. März: «Eine Reise durch die Liederwelt des Schtetl» – Abschlusskonzert mit der Klezmer-Gruppe Pau Wau

Festtagskalender im Jahreslauf

Heute beruft man sich bei der Deutung des Kirchenjahrs vorwiegend auf den christlichen Hintergrund. Doch diese Kalendereinteilung ist viel älter als das Christentum und alle Hochreligionen. – Veranstaltung mit Gisula Tscharner, Theologin und langjährige Naturbeobachterin

- 22. März, 19.30–21.30, KGH der Heiliggeistkirche Bürenpark, Bürenstrasse 8, Bern Eintritt frei, Kollekte

Frauen im interreligiösen Dialog

Öffentliche Ringvorlesung über feministisch-theologische Perspektiven: «Biblische Frauen im Dialog über Mischehen»; mit Dr. Ulrike Sals. Einführung: Prof. Silvia Schroer

- 27. März, 18.00, Hauptgebäude der Universität Bern, Raum 105

Info: Tel. 031 631 45 42

Kino in der Kirche

- 2. März, 20.00, Markuskirche Bern: «Bombón el perro» (Ruxandra Zenide)
- 16. März, 20.00, Markuskirche Bern: «O homem que copiava» (Jorge Furtado)
- 17. März, 20.00, KGH Bümpliz: «Im Leben und über das Leben hinaus» (Peter von Gunten)

20 Farben – 20 Länder

Musikalische Weltreise, gesungen vom Chor Couleur 20 – mit bunten Liedern, diversen Kurzfilmen und kulinarischen Beiträgen aus verschiedenen Ländern

- 24. März, 19.30, und 25. März, 17.00, CEVI, Rabbentalstr. 69, Bern

Lesen und Schreiben für alle

Seit zwanzig Jahren gibt es im Kanton Bern Lese- und Schreibkurse für Erwachsene. Zum Jubiläum eine Tagung mit Bernhard Pulver, Silvia Grossenbacher, Bernhard Weber, Edit Olibet, Jürg Jegge und Jürgen Reichen. Moderation: Rita Jost, «saemann»

- 9.+10. März, Campus Muristalden, Bern

Info: 031 318 07 07

Timeout statt Burnout

Verschlaufpause für Männer; mit Martin Buchmann und Christoph Walser

- 16.–18. März, Kappel am Albis

Info: Tel. 044 764 88 30

Kunst und Kirchenbau

Tagesausflug zum Kloster Einsiedeln

- 17. März

Info: Tel. 031 534 19 7

TV-TIPPS

Die Rückkehr der Taliban

Fünf Jahre nach dem Sturz der Taliban hat der Westen in Afghanistan seine Ziele nicht erreicht. Schlimmer noch: Die Taliban kehren zurück. Der Film zeigt, wie sie sich in den unwegsamen Stammesgebieten an der Grenze zwischen Afghanistan und Pakistan neu formiert haben. Für die pakistanische Armee sind bewaffnete Einsätze schwierig. Denn die radikalen Islamisten der Taliban und Al Kaida sind im Volk nach wie vor populär

- 5. März, 22.20, SF 1

Aidswaisen in Uganda

Die Aidskatastrophe in Afrika fordert immer mehr Opfer. Zurück bleiben alte Menschen und Kinder. Zwei Millionen Aidswaisen kämpfen allein in Uganda ums Überleben. Martin Buchholz hat 1996 einige dieser Kinder kennen gelernt. Nun ist er noch einmal nach Ostafrika zurückgekehrt, auf der Suche nach den Aidswaisen von damals: Was ist aus den Kindern geworden?

- 6. März, 14.30, 3 sat

Hiobsbotschaften

Täglich werden Menschen unerwartet mit dem Tod eines nahen Angehörigen konfrontiert. Notfallseelsorger Peter Schulthess hilft Betroffenen, das schreckliche Ereignis zu verarbeiten

- 10. März, 17.30, SF zwei

Ausgeschafft!

Stanley Van Tha, ein Flüchtling aus Burma (Myanmar) hat in der Schweiz um politisches Asyl gebeten. Doch es gelingt ihm nicht, den Behörden seine politische Verfolgung glaubhaft zu machen: Er wird in sein Herkunftsland ausgeschafft, worauf er dort von den Militärbehörden verhaftet und zu 19 Jahren Gefängnis verurteilt wird. Der Dokumentarfilm geht der Frage nach, wie es in der traditionell humanitären Schweiz zu diesem Entscheid kommen konnte

- 12. März, 23.10, 3 sat

EU-Land Rumänien

«Uns fehlen zehn Jahre»

Der reformierte Pfarrer Bela Kato aus Siebenbürgen betrachtet den eben erfolgten EU-Beitritt Rumäniens mit viel Skepsis: Vor allem für die verarmte Landbevölkerung werde es schwieriger, befürchtet er.

Seit bald zwei Monaten gehört Rumänien zur Europäischen Union (EU). Ich nehme an, das freut Sie, Herr Kato*?

Als meine Freunde 1990, kurz nach dem Sturz Ceausescus, aus der Schweiz mit ihrem Hilfskonvoi zu uns kamen, sagte ich: «In einem Vierteljahrhundert ist Rumänien vielleicht in der EU.» Jetzt hat es nur sechzehn Jahre gedauert, und ich denke: Uns fehlen zehn Jahre, um reif für die EU zu werden.

Aber die Menschen in Rumänien haben sich gefreut.

Die Menschen sind nicht gut informiert. Sie können sich die soziale Tragweite des Beitritts nicht genau ausmalen.

Was macht Sie so skeptisch?

Wir haben schon einige Lektionen in Demokratie und Marktwirtschaft hinter uns. Aber in Rumänien, wo noch beinahe vierzig Prozent der Bevölkerung von der Landwirtschaft leben, werden die ländlichen Regionen verarmen.

Der Bezirk Covasna, wo Sie als Präsident der Stiftung Lam seit 1990 wirken, scheint aber eine blühende Landschaft zu sein.

Wir haben die Lage der Kleinbauernfamilie in den letzten Jahren tatsächlich verbessern können – aber das wird sich wieder ändern: Viele werden bald am Rande des Ruins stehen. Auch viele der kleinen Metzgereien und Käsereien, die wir mit Mikrokrediten gefördert haben, können kaum gegen die Multis der Lebensmittelindustrie bestehen.

Diese Flurbereinigung in der Landwirtschaft ist aber unausweichlich.

Ich weiss. Sie wird aber in Rumänien überhaupt nicht abgedeckt. Denken Sie an unsere Rentner: Die haben bis heute mit fünfzig oder sechzig Euro pro Monat recht und schlecht überleben können – denn bisher haben sie immer ein Schwein für sich und eines für den Markt aufgezogen. Vielleicht hatten sie sogar noch zwei Milchkuhe. Wenn aber die Metzgereien und Käsereien deren Produkte nicht mehr

annehmen und die Lebenskosten auf EU-Niveau steigen, werden die Alten auf dem Land völlig verarmen.

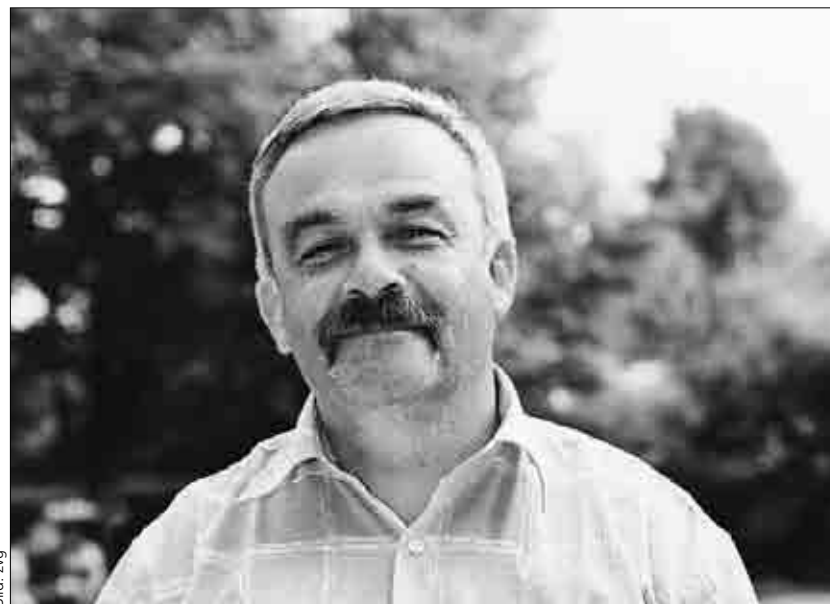
Rumänien als EU-Mitglied wird aber sicher auch neue Investoren anlocken.

Das glaube ich auch. Junge Leute mit guter Ausbildung haben zurzeit in den Städten keine Mühe, einen Traumjob zu finden. Auf dem Land leben aber viele unqualifizierte ArbeiterInnen. Und die ziehen alle weg, verlassen das Land. Bereits mehr als zwei Millionen Rumänen arbeiten als Hilfsarbeiter in Deutschland auf dem Bau, als Erntehelfer in Spanien, als Au-Pairs in Frankreich. Die Dörfer sind leer. Nur die Alten bleiben zurück. Dies ist übrigens auch ein ganz grosses Problem für die ungarisch-reformierten Gemeinden.

Ihnen fehlt der Nachwuchs?

Genau. Bereits die Hälfte unserer Gemeinden zählen nicht einmal mehr 500 Seelen. So können sie sich bald keinen Pfarrer mehr leisten. Unsere Pastoren sind, nachdem die Schule und die Rathäuser aufgehoben wurden, noch die letzten verbliebenen Amtspersonen.

Zumindest die ungarischen Minderheiten haben nun aber unter dem EU-Dach mehr Rechte.



«Die Dörfer sind leer, nur die Alten bleiben zurück»: Pfarrer Bela Kato

Die EU überlässt die Minderheitenpolitik den einzelnen Nationalstaaten. Wir müssen immer noch kämpfen, damit die Zweisprachigkeit in den mehrheitlich von Ungarn besiedelten Gebieten verwirklicht wird.

Das alles hört sich so an, als ob es Ihnen lieber gewesen wäre, wenn Rumänien der Europäischen Union ferngeblieben wäre.

Wir haben über den EU-Beitritt in unserer Kirche diskutiert. Wir sehen ein: Realpoli-

tisch hatten wir keine andere Wahl. Vielleicht wäre später das Tor zur EU geschlossen worden. *Interview: Delf Bucher*

* Der reformierte Pfarrer Bela Kato ist Initiator und Präsident der Lam-Stiftung. Deren Ziel: mit einer Mikrokreditbank Bauernfamilien und gewerbliche Klein- und Mittelunternehmen fördern. Die Lam-Stiftung ist eine Partnerorganisation des Hilfswerks der Evangelischen Kirchen Schweiz (Heks) in Siebenbürgen.

Ex-Mister-Schweiz, Renzo Blumenthal, über Landwirtschaft hier und anderswo

Der Bauer, der den Bauern hilft

Renzo Blumenthal, Biobauer aus dem Bündnerland und Mister Schweiz des Jahres 2005, hat sich vom Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz (Heks) für eine Kampagne zugunsten moldawischer Bauern einspannen lassen. Wie kommt das?

«Renzo hilft Vladimir» heisst die Kampagne, für die Sie sich engagieren: Der Schweizer Bauer Renzo hilft dem moldawischen Bauern Vladimir – wie ist es zu dieser Partnerschaft gekommen, Herr Blumenthal?

Ich hatte schon längere Zeit den Wunsch, mich karitativ zu engagieren. Als ehemaliger Mister Schweiz habe ich auch viele Anfragen erhalten. Die Anfrage des Heks sagte mir zu; denn ein Projekt, das ich unterstützen soll, muss mich auch überzeugen.

Und was überzeugt Sie am Moldawien-Projekt?

In meiner Lehrzeit machte ich Bekanntschaft mit einem rumänischen Jungbauern, der durch Vermittlung von Heks in die Schweiz gekommen war. Er erzählte mir viel von seiner Heimat, vor allem beschäftigte ihn die Frage, wie die Landwirtschaft in Rumänien verbessert werden könnte.

Rumänien ist aber nicht Moldawien. Aber Moldawien war bis 1940 Teil Rumäniens, nach dem Zweiten Weltkrieg kam es

zur Sowjetunion. Nach dem Untergang der UdSSR ist die einst blühende Landwirtschaft Moldawiens völlig zusammengebrochen. Heute ist Moldawien das ärmste Land Europas...

...und deshalb auf Hilfe angewiesen.

Die Landwirte in Moldawien wollen sich auf Musterbetrieben in Rumänien weiterbilden, wollen zum Beispiel lernen, wie man den Boden richtig pflegt. Die Rumänen haben punkto Landwirtschaft einen Wissensvorsprung, und sie können sich mit den Moldawiern sprachlich gut verständigen. Diese nachbarschaftliche Hilfe über die neue EU-Aussengrenze hinweg ist das Überzeugende an der Kampagne.

Führt die Hilfe aus der Schweiz für die Landwirtschaft im Osten nicht dazu, dass wir dort unsere Konkurrenten von morgen fördern?

Als mein Engagement bekannt wurde, war meine Familie zunächst skeptisch, weil die Bauern in der Schweiz ja auch Hilfe brauchen. Die Bauern in Moldawien ha-

ben die Hilfe aber dringend nötig: Meine Reise nach Moldawien war – nebst der Mister-Schweiz-Wahl – das eindrücklichste Ereignis in meinem Leben. Dieses unbeschreibliche Elend, der Dreck, die Unordnung, streunende Hunde und Katzen, abgemagerte Kühe, die kaum Milch geben, Wasser nur aus dem Ziehbrunnen, katastrophal schlechte Strassen...

Es wird Jahre dauern, bis die Landwirtschaft Moldawiens mit unserer Landwirtschaft gleichgezogen hat, Konkurrenz muss man da wirklich nicht befürchten.

Und es lohnt sich, diese marode, unrentable Landwirtschaft überhaupt weiterzuführen?

Es lohnt sich auf jeden Fall. Der Boden ist gut, das Land wäre, wenn es richtig genutzt würde, sehr fruchtbar: Man müsste bloss Geld für Dünger bereitstellen.

Sie sind doch Biobauer – und wollen düngen?

Biologische Landwirtschaft heisst ja nicht, gänzlich auf Dünger zu verzichten. Auch bei konventioneller Produktion gibt es Vorschriften, die eingehalten werden müssen. Im Rahmen der sogenannten Nährstoffbilanz wird das Verhältnis von landwirtschaftlicher Fläche und Nutztieren berechnet. Hält man zu viele Tiere auf zu wenig Fläche, führt das zu Überdüngung.



Bild: zvg

Der Schweizer Bauer Renzo Blumenthal hilft dem moldawischen Bauern Vladimir Tincu – im Rahmen eines Heks-Projekts

Also Landwirtschaft nach dem Diktat der EU. Haben Renzo und Vladimir als Nicht-EU-Mitglieder gemeinsame Interessen?

Weder in der Schweiz noch in Moldawien kann man so tun, als gehe uns die EU nichts an. Wir in der Schweiz wollen auch für die EU produzieren, also müssen wir deren Normen einhalten. Die hohe Qualität der Schweizer Landwirtschaftsprodukte kommt uns dabei entgegen.

Wie geht es weiter mit der Moldawienhilfe?

Im Mai kommen fünfzehn Agronomen und fünf Landwirte im Rahmen von Agroimpuls, einem Programm des Schweizerischen Bauernverbands, für ein halbjähriges Praktikum in die Schweiz. Sie werden auch meine Gäste in Vella sein. Für den Sommer ist eine Aktion mit Geissen in mehreren Städten der Schweiz geplant.

Treten Sie als Geissenpeter mit Zottel, Zick und Zwerg auf?

Kommen Sie und schauen Sie selbst, wenn es so weit ist.

Interview: Rudolf Bobren

Renzo hilft Vladimir:
Spendenkonto Heks: 80-1115-1

Entwicklungszusammenarbeit

Milliarden der Ineffizienz?

Der US-amerikanische Ökonom William Easterly ist einer der schärfsten Kritiker der Entwicklungshilfe. Die Unterstützung armer Länder durch staatliche Organisationen wie die Weltbank bezeichnet er als ineffizient und bürokratisch – nicht aber jene der kirchlichen Hilfswerke.

Rund 2,3 Billionen Dollar wurden in den letzten fünfzig Jahren für Entwicklungshilfe ausgegeben. «Ohne durchgreifenden Erfolg», wie William Easterly, Wirtschaftsprofessor an der Universität von New York und einer der schärfsten Kritiker, hartnäckig behauptet. So auch am Open Forum in Davos, wo ihm der «saemann» ein paar Fragen stellen konnte.

Herr Easterly, sollten Kirchgänger und Predigtbesucherinnen nach dem Gottesdienst besser ins Restaurant essen gehen, als ein Zwanzigernötli für ein afrikanisches Aids-Waisenheim ins Kollektenkässeli zu legen? Sie sollten sie dem Waisenheim geben.

Wieso? Sie kritisieren ja, Afrikahilfe sei ineffizient und realitätsfremd. Religiöse Gruppierungen haben gegenüber Regierungsorganisationen einen Vorteil: Sie stehen mit den Empfängern der Gelder oft in direktem Kontakt. So erfährt eine Kirchgemeinde auch, wie das

Geld eingesetzt wird. Bei staatlichen Organisationen wie der Weltbank fehlt oft jeder Bezug zur Realität vor Ort.

Religiöse Organisationen arbeiten also effizienter?

Die wissenschaftlichen Erhebungen dazu fehlen. Persönlich habe ich den Eindruck, dass Nichtregierungsorganisationen, darunter auch die kirchlichen Hilfswerke, eine bessere Arbeit machen. Ich gebe ihnen deswegen zwar keinen Blankoscheck, doch es ist klar, dass sie viel effizienter helfen können als staatliche Organisationen: Auch in den kleinsten afrikanischen Dörfern gibt es einen Pfarrer, der die Nöte der Menschen direkt mitbekommt.

Sollten Regierungen vermehrt mit kirchlichen Werken zusammenarbeiten?

Ja. Ein Teil der offiziellen Hilfe sollte über Nichtregierungsorganisationen gehen, also auch über kirchliche Hilfswerke.

Interview: Matthias Herren

Emma Pieczynska-Reichenbach

Berner Pionierin der Frauenbewegung

Vor achtzig Jahren starb Emma Pieczynska-Reichenbach. Sie war eine Pionierin der Frauenbewegung und der Sozialpolitik.

Die vermögende Bankierstochter von bernischer Herkunft wurde am 18. April 1854 in Paris geboren und wuchs als Waise im Waadtland auf. Nach ihrer Scheidung von einem polnischen Grafen nahm sie in Genf ihr Medizinstudium auf. 1890 kam sie für die Doktorarbeit nach Bern und untersuchte an der Psychiatrischen Klinik Waldau die sozialmedizinischen Auswirkungen der Prostitution. Ihre Prüfungen konnte sie wegen ihrer Hör- und Sehschwäche nicht abschliessen. Dennoch publizierte sie eigene Schriften und half mit, die bernische und schweizerische Frauenbewegung aufzubauen. Sie war einem mystischen Christentum verpflichtet, das sich in Liebe allem Lebendigen verbunden wusste. Daraus ergab sich ihr Engagement für die Soziale Käuferliga: eine KonsumentInnenbewegung, die sich für die Einhaltung der Fabrikgesetze stark machte. Ähnlich wie bei heutigen Fair-Trade-Organisationen gab es ein Label für fair produzierte Waren und eine weisse Liste der vertrauenswürdigen Firmen.

Spuren in Bern

Bei ihrer Ankunft 1889 in Bern wohnte sie zuerst in Untermiete beim Münsterpfarrer an der Herrengasse 5, dann in wechselnden Zimmern und schliesslich an der Gerechtigkeitsgasse, unweit der Patrizierfamilie von Mülinen. Die vierzigjährige Helene von Mülinen wurde 1890 zu ihrer engsten Freundin und Mitkämpferin. Ab 1892 bezogen die beiden eine Sommerresidenz in der Wegmühle bei Bolligen, wo sie bald auch ganzjährig wohnten. Sie kehrten erst 1919 altershalber in die Stadt an die Wylstrasse 10 zurück, wo Helene von Mülinen 1924 starb. Die inzwischen fast blinde und taube Emma Pieczynska verbrachte darauf ihren Lebensabend bei der Freundin Elisa Serment in der Nähe von Lausanne und starb dort im Januar 1927.

Vorstösse zum Frauenstimmrecht

Es begann 1897 mit regelmässigen Bildungsnachmittagen im heutigen Hotel Kreuz an der Berner Zeughausgasse, den Frauenkonferenzen. Sozialpolitische Themen gehörten mit ins Programm – so sprach 1916 der junge Theologe Karl Barth über die Gewerkschaftsbewegung. Dessen Mutter war ein engagiertes Mitglied, der Vater – der Theologieprofessor und Synodalrat Fritz Barth – war über die Christlich-soziale Gesellschaft des Kan-

tons Bern mit Emma Pieczynska und Helene von Mülinen freundschaftlich verbunden. Gemeinsam brachten sie 1898 eine Eingabe zum Frauenwahlrecht in Schulbehörden vors Parlament. Emma Pieczynska hielt 1897 im Berner Grossratsaal als erste Frau ein Referat über das Frauenstimmrecht: «L'Appel des Femmes aux Fonctions Publiques». Das männliche Stimmvolk lehnte aber das Frauenwahlrecht in Schulbehörden ab. Die Mobilisierung von Frauen für die Sozialpolitik ist Emma Pieczynska jedoch als Erfolg anzurechnen.

Der Bund schweizerischer Frauenvereine und des Berner Tagelöhnerinnenvereins verlangte 1904 von der Evangelischen Kirchenkonferenz (dem heutigen Kirchenbund SEK) das kirchliche Frauenstimmrecht und wurde vom Berner Delegierten Fritz Barth darin unterstützt. Auch an der Saffa 1928, der Ausstellung für Frauenarbeit auf dem Wankdorffeld in Bern, wurden ihre Gedanken weitergetragen.

Doris Brodbeck



Emma Pieczynska-Reichenbach (1854–1927)